Nr. 41 / 2020

Süddeutsche Zeitung Magazin
Stilleben

30 JAHRE SZ-MAGAZIN

WIR HABEN GEBURTSTAG, SIE BEKOMMEN DIE GESCHENKE

Seite 48

HOHE ZIELE

Wildvögel zähmen, die Klaviere der Weltstars stimmen und stilvoll Gräben überwinden – ein Heft über Geduld, die sich lohnt

DIOR.COM - 069 29 99 34 67

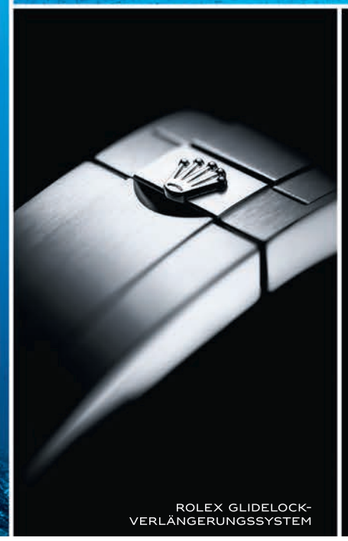
DIOR

CHANEL
CHANEL.COM

SYLVIA EARLE
PIONIERIN DER TIEFSEEFORSCHUNG

DAVID DOUBILET
UNTERWASSERFOTOGRAF

GHISLAIN BARDOUT
FORSCHER



ROLEX GLIDELOCK-
VERLÄNGERUNGSSYSTEM

KALIBER 3230

OYSTER PERPETUAL SUBMARINER

DIE SUBMARINER
DER NEUEN GENERATION

Die 1953 präsentierte, eigens für Taucher entwickelte Submariner setzte bald neue Maßstäbe und etablierte sich als die ultimative Uhr für die Erkundung der Unterwasserwelt. Als Symbol für Wasserdichtheit und Zuverlässigkeit wurde das legendäre Design weit über seine ursprüngliche Aufgabe hinaus zu einer Referenz. Und während die Submariner ihren Wurzeln als Taucheruhr stets treu blieb, wurde sie auch an Land zur Uhr der Wahl und zur perfekten Begleiterin für die unvergesslichen Momente des Lebens. Die Geschichte der Submariner findet mit einem neuen 41-mm-Gehäuse und einem Uhrwerk der neuen Generation nun ihren Fortgang.

#Perpetual

ROLEX

Am 11. Mai 1990 erschien die erste Ausgabe des *Süddeutsche Zeitung Magazins*. Natürlich wollten wir den 30. Geburtstag in diesem Jahr groß feiern – aber wie so vieles andere hat die Corona-Pandemie leider auch ein großes Jubiläumsfest unmöglich gemacht. Geschenke soll es dennoch geben. Jedoch nicht für die Redaktion, sondern für Sie, unsere Leserinnen und Leser. Ab Seite 48 finden Sie 15 absolut einmalige Dinge oder Erlebnisse, die Sie gewinnen können. Alles, was Sie dafür tun müssen: wenigstens fünf Euro für einen wohltätigen Zweck spenden. Gutes zu tun lohnt sich doppelt! Wir wünschen Ihnen viel Glück bei der Teilnahme – und viel Vergnügen mit dieser Ausgabe von *Süddeutsche Zeitung Magazin STIL LEBEN*!

cartier.de · +49 89 55984 221

Cartier

Illustration: Sara Andreasson

EDITORIAL
SEITE 8

VERSCHIEDENE WELTEN
Einige Leute gehen durch die Straßen, ohne den Blick vom Handy zu nehmen. Warum sollten sie auch?
SEITE 12

WARM UMS HERZ
Die schönsten Produkte für den Winter
SEITE 16

GUT UND SCHLECHT
Zwei Dinge, zwei Haltungen: über ein wunderbares Porzellan-Nashorn und eine fürchterliche CD-Tasche
SEITE 20

AUF DEM SPRUNG
Wer auf Pultstöcken einen Wassergraben überwindet, sieht in der Mode der Saison dabei noch besser aus
SEITE 22

Bis unsere Autorin und ihr Bussard zusammenfanden, war es ein langer Weg – und mitunter ein schmerzhafter. *Seite 58*

Ein Gedicht des Rammstein-Sängers Till Lindemann, handgeschrieben und signiert – wäre das was für Sie? Dann auf zur Unikate-Verlosung! *Seite 48*

DIE HAT EINEN VOGEL
Wie aus unserer Autorin eine Falknerin wurde – und aus ihr und dem Wüstenbussard Nikita ein Team
SEITE 38

EINZELSTÜCKE
Zum 30. Geburtstag des *SZ-Magazins* machen wir Ihnen Geschenke: Sie können eines von 15 einzigartigen Dingen und Erlebnissen gewinnen
SEITE 48

HERANTASTEN
Der Klavierstimmer Franz Mohr erzählt von den berühmtesten Pianisten des 20. Jahrhunderts – von denen manche auch sehr schwierige Charaktere waren
SEITE 58

GUTER RAT AN MICH SELBST
Was die heutige Uschi Glas anders machen würde als die frühere
SEITE 66

IMPRESSUM

CHEFREDAKTEURE
Michael Ebert und Timm Klotzek
STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURIN
Lara Fritzsche
ARTDIRECTOR
Thomas Kartsolis
CHEF/IN VOM DIENST
Dirk Schönlebe, Julia Wagner
TEXTCHEF
Marc Schürmann
REDAKTION
Susanne Schneider (Autorin); Thomas Bärnthaler, Caroline Bucholtz, Max Fellmann, Samira Fricke (Modeleitung), Kerstin Greiner (Stil leben), Gabriela Herpell, Dr. Till Krause, Kira März, Nicola Meier, Mareike Nieberding, Lars Reichardt, Johannes Waechter, Lorenz Wagner
Mitarbeit: Patrick Bauer, Christoph Cadenbach, Tobias Haberl
DIGITALES SZ-MAGAZIN Annabel Dillig (Ltg.), Wolfgang Luef (Ltg.);
Marc Baumann, Daniela Gassmann, Sara Peschke, Dorothea Wagner;
Mitarbeit: Katarina Lukač (Das Rezept)
Autorinnen und Autoren: Johanna Adorján, CUS, Elisabeth Grabmer, Axel Hacke, Christian Jürgens, Tobias Kniebe, Tohru Nakamura, Roland Schulz, Maria Luisa Scolastra
SCHLUSSREDAKTION
Dr. Daniela Ptok, Angelika Rauch
Mitarbeit: Julei M. Habisreutinger, Christine Uschold-Schlör
GRAFIK
Birthe Steinbeck (stellv. Artdirectorin), David Henne, Jonas Natterer, Michaela Rogalli, Anna Sullivan
BILDREDAKTION
Jakob Feigl, Ralf Zimmermann
ASSISTENZ
Regina Burkhard (Chefredaktion)
GESCHÄFTSFÜHRER
Stefan Hilscher
VERLAG
Magazin Verlagsgesellschaft Süddeutsche Zeitung mbH, Hultschiner Straße 8, 81677 München, Tel. 089/21 83 95 40, Fax 089/21 83 95 70, E-Mail: stilleben@sz-magazin.de
ANZEIGEN
Jürgen Maukner (Gesamtanzeigenleitung), verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen; Tel. 089/21 83 95 53,
Preisliste Nr. 20 – gültig ab 1. 10. 2019
KAUFMÄNNISCHER BEREICH
Marianne Igl
REPRO
Compumedia GmbH, Elsenheimerstraße 59, 80687 München
HERSTELLUNG
Hermann Weixler (Leitung)
DRUCK
Stark Druck GmbH, Im Altgefäll 9, 75181 Pforzheim
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT
Michael Ebert und Timm Klotzek, Anschrift wie Verlag

Der Verlag übernimmt für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Haftung.
Bei Nichterscheinen durch höhere Gewalt oder Streik kein Entschädigungsanspruch. Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitschrift und aller in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, insbesondere durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt.
Insbesondere ist eine Einspeicherung oder Verarbeitung der auch in elektronischer Form vertriebenen Zeitschrift in Datensystemen ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Titelfoto: Julia Marino. Styling: Samira Fricke. Models von unten: Lisse, Timo, Manon, Iris und Vienne. Mode von oben: Pullover mit Lochmuster, von Stefan Cooke. Radlerhose von Off-White (gesehen bei mytheresa.com). Samtbody von Baserange. Rollkragenoberteil mit Bändern, von Sportmax. Radlerhose von Cos. Bunter Pullover von Hermès. Radlerhose von Ernest Leoty (gesehen bei mytheresa.com). Blaues Oberteil und Leggings von Balenciaga. Schalkleid von Jil Sander. Radlerhose von Wardrobe.nyc (gesehen bei mytheresa.com).
Inhalt: Foto: Armin Smailovic/Agentur Focus

Occhio LED: Energieeffizienzklasse A+

Occhio

a new culture of light

Sofia Boutella and Mads Mikkelsen illuminated by Mito sospeso.
Watch the movie on occhio.com

Die neue Oberfläche **phantom**

FESSELND
Immer wieder hat das Handy etwas Neues zu bieten, mit dem man gar nicht gerechnet hat.

Text TILL RAETHER | *Fotos* RUSKIN KYLE | *Illustrationen* ANDREW RAE

FEST IM BLICK

Viele Menschen haben ein neues FEINDBILD: Leute, die auf der Straße beim Gehen auf ihr HANDY schauen. *Aber was soll daran verwerflich sein?*

Die schönste Art, durch die Stadt zu gehen, ist, dabei aufs Telefon zu schauen. Und einen Artikel zu lesen, ein Spiel zu spielen, Mails zu checken oder ein bisschen in einem Netzwerk zu plaudern. Leider ist diese Art der Fortbewegung nicht bei allen Menschen gleich beliebt. Oft kommen einem die Menschen, die es besonders hassen, wenn man beim Gehen aufs Telefon schaut, ausgerechnet dann entgegen, wenn man beim Gehen aufs Telefon schaut. Sie rufen dann gern »Zombie!«, das hat sich so eingebürgert. Im Gegensatz zum angeblichen Modewort »Smombie« für Smartphone-Zombie. Aber bin ich wirklich ein Zombie, wenn ich mit Telefonblick unterwegs bin? Warum macht es die einen Menschen so wütend, und was ist so schön daran für die anderen?

Natürlich wäre es unsinnig, etwa bei der Besichtigung einer neuen Stadt oder bei der Durchquerung eines unbekannten Stadtteils aufs Telefon zu schauen, von der Natur ganz zu schweigen, falls ich dort ihren Anblick genießen will und nicht nur die gute Luft. Ich möchte mich ja zurechtfinden oder was Neues sehen. Aber dann ist da der Fußweg zur S-Bahn, zum Büro, zur Kita, um das Kind abzuholen, zum Einkaufen, all diese Fußwege, die immer gleich

sind, bei denen ich jede Ampelphase, jede Bordsteinsenkung, jeden Radwegverlauf und jeden Parktrick quer stehender Autos kenne. Und wo ich ungefähr weiß, wie viele Leute mir da überhaupt entgegenkommen. Wir reden hier über deutsche Großstadtgehwege abseits von touristischen Attraktionen und Großveranstaltungen. Auf meinen Strecken verändert sich selten etwas, im Telefon ist das anders, dort ist immer was Neues los. Manche nennen es Informationsüberfluss, Nachrichtenstress, ich nenne es: interessant. Oft habe ich gerade beim Gehen Zeit, mich mit Dingen zu beschäftigen, die zehn bis zwanzig Minuten dauern und für die ich bei der Arbeit oder zu Hause, wenn die Kinder da sind, keine Gelegenheit habe. Ein WhatsApp-Chat mit abwesenden Freunden, eine Diskussion in Social Media, die Besichtigung einer Reihe von Urlaubsfotos, die meine Cousine mir geschickt hat. Warum sollte ich das nicht auch im Gehen tun? Die Literaturwissenschaftlerin Berit Glanz hat diese Praxis in einem Essay für *54books* so beschrieben: »Der öffentliche Raum gehört den Menschen, die sich dort aufhalten, ob sie mit gesteigerter Sensibilität nach Bildern für ihren Instagramfeed suchen, alltagbeobachtend im Kopf Tweets formulieren, versuchen ihre 10 000 täglichen Schritte zu erreichen, das ein oder andere Pokémon fangen, oder eben andere bei ihrem fluiden Wechsel zwischen Virtualität und Realität bewerten und beobachten.« Wir bewegen uns alle mit gleichem Recht in diesem öffentlichen Raum – mit dem Unterschied, dass nur einige von uns als Zombies bezeichnet werden.

Insbesondere Frauen berichten, dass sie beim Gehen auch noch aus einem anderen wichtigen Grund aufs Handy schauen: um nicht von entgegenkommenden Männern angequatscht zu werden und um einen unangenehmem Augenkontakt gar nicht erst entstehen zu lassen. Das erste Problem habe ich nicht, das zweite manchmal auch, und ich gebe zu: Ich genieße es, beim Handy-Gehen in meiner Welt zu sein. Mag sein, dass ich abhängig von meinem Telefon bin, oder süchtig, beim Gehen gar nicht vom Handy losreißen will?

BETÖREND
Selbst wenn man sich dem, was aus dem Smartphone kommt, ganz entziehen wollte – es ginge nicht.

Ich glaube, für die Aggression, die gehenden Menschen mit Handy entgegenschlägt, gibt es mehrere Gründe. Und es *ist* Aggression: Der deutsche Medienwissenschaftler Roberto Simanowski rief in der *Neuen Zürcher Zeitung* 2017 dazu auf, sich Menschen, die mit Telefon gehen, in den Weg zu stellen. Ein Grund für diese Aggression ist das in unserer Kultur tief verwurzelte Bedürfnis, anderen gegenüber recht zu haben und sie darauf hinzuweisen, dass sie im Unrecht sind. Auf diesem Prinzip beruhen die politische Rhetorik in Deutschland, das Talkshowsystem sowie die Kommentarpraxis auf Internetseiten und in sozialen Medien. Wo nun könnte man dem anscheinend mit noch mehr Berechtigung nachgehen, als wenn einem ein Mensch entgegenkommt, der aufs Telefon schaut?

Also schnauzen oder pfeifen andere einen an, und gern, davon erzählen vor allem Handy-Geherinnen, klatschen sie, wenn sie ganz nah sind, laut und demonstrativ in die Hände. Das heißt, es geht ihnen, genau wie beim »Zombie!«-Ruf, nicht nur darum, das Handy-Gehen zu kritisieren und auf dessen Gefahren hinzuweisen, sondern auch darum, das Vergnügen der Entgegenkommenden zu stören.

Dies hat auch eine politische Dimension, nämlich das Bedürfnis, zu bewerten und zu kontrollieren, wie andere Menschen sich im öffentlichen Raum bewegen. Oder, in den Worten der Literaturwissenschaftlerin Berit Glanz: »Das Gerede von Smombies, die in ihr Smartphone starrend die Sinnlichkeit des öffentlichen Raums verpassen, ist eine reaktionäre Argumentationsfigur, die auch dem Zorn darüber zu verdanken ist, dass sich viele Menschen nicht mehr den etablierten Blickregimes unterwerfen, den Blick zurück verweigern und sich stattdessen teilweise in den virtuellen Raum zurückziehen.« Ein möglicher Grund für diesen Zorn ist auch, denke ich, dass Leute, die selbst ein gespaltenes Verhältnis zu ihrem Telefon haben und sich versagen, ständig, wie sie es nennen, »daran rumzufummeln«, aggressiv reagieren auf Menschen, die ein eher entspanntes oder realistisches Verhältnis zu dem Gerät haben und es darum auch beim Gehen benutzen können und möchten.

Ein Grund für die Aggression gegenüber gehenden Menschen mit Handy ist das Bedürfnis, andere darauf hinzuweisen, dass sie im Unrecht sind

aber genauer gesagt heißt das ja: Ich bin abhängig von einer Welt, die ich mir darin selbst geschaffen habe. Apps, Texte, Musik, Bilder. An vielen Orten, von denen ich komme und zu denen ich hin muss, gestalten andere mir die Welt, ob es bei der Ärztin ist oder wenn ich mein Fahrrad von der Frühjahrsinspektion abhole. Immer bestimmen andere, was los ist und wie das läuft. In meinem Telefon entscheide ich, was ich sehe und wie lange.

Natürlich ist es nicht ungefährlich, wenn Menschen aufs Handy schauen, während sie sich damit draußen bewegen. In den USA kursiert die magische Zahl 11 000. Nach einer ersten Erhebung gab es dort Anfang der 2000er-Jahre so viele Unfälle beim Handy-Gehen innerhalb eines Zeitraums von zehn Jahren. Inzwischen beträgt die Zahl angeblich 11 000 Unfälle pro Jahr, die beim Gehen durchs Handy verursacht werden. Alles, was man in der Presse findet, sind daher Tipps darüber, wie man es schafft, beim Gehen nicht aufs Handy zu schauen. Was aber, wenn eine Person sich wie ich und viele andere jemanden Zombie zu nennen. Aber gerade das periphere Wahrnehmen der Umgebung ist eine Kulturtechnik, die jahrhundertelang Menschen kannten, die beim Gehen Zeitung oder Bücher lasen, und die nun von denen vervollkommnet wird, die das Handy beim Gehen nutzen.

Tatsächlich ist erstaunlich, wie sehr man beim Bildschirmgucken wahrnimmt, ob und wer einem entgegenkommt und ob dieser Mensch einen anmeckern oder einem ausweichen wird. Nicht, dass Telefon-Geherinnen und -Geher automatisch erwarten, dass andere ihnen ausweichen. Es ist nur so, dass immer zwischen Menschen, die einander auf dem Trottoir begegnen, in Sekundenschnelle eine unsichtbare Verhandlung darüber stattfindet, wer wem wie ausweicht. Dies klappt in den allermeisten Fällen, es sei denn, die Entgegenkommenden gehören zu jenem Schlag Menschen, der auf seinem eingebildeten Wegerecht beharrt und nie Platz macht. Ich vermute, dass genau diese Menschen, die selbst nie ausweichen, klatschen, schimpfen oder rempeln, wenn ihnen jemand mit Handy entgegenkommt.

Besonders angenehm ist mir als Handy-Geher die stumme und blicklose Begegnung mit anderen Menschen am Handy, die meines Weges kommen. Manchmal wird wohlwollend gelächelt, aber immer versetzt, nie mit Blickkontakt, denn beide Seiten sind zu vertieft in ihre jeweilige Welt. Noch nie bin ich zusammengestoßen oder hatte Probleme mit einer Person, die beim Gehen auch am Handy war. Wir gleiten aneinander vorbei wie Schiffe, die einander in der Nacht passieren, lebende Schatten, es hat etwas großstädtisch Romantisches. Oder mal ganz einfach gesagt: Wir nehmen Rücksicht. Absichtlich, aber unbewusst. So, wie man sich in der Stadt bewegt, wenn man Respekt vor anderen hat.

Weil es genug Menschen gibt, die für so was wie Respekt und Einfühlungsvermögen keine Zeit haben, gibt es erste Bestrebungen, den Handy-Gehenden eigene Fußwegbahnen zur Verfügung zu stellen, damit sie langsamer schlendern können, ohne andere aufzuhalten

Wo wäre eigentlich der Unterschied, wenn ich mit einem Buch durch die Gegend liefe? Würden Menschen mich anklatschen oder Radfahrer mir »Bist du lebensmüde?!« zurufen? Einerseits hätten sie mehr Grund dazu, denn das landläufige Buch ist größer als ein Mobiltelefon und verdeckt daher mehr vom Gesichtsfeld. Andererseits rührt die Menschen traditionell der Anblick eines lesenden Menschen, man gilt dann als »Bücherwurm«. Wenn beispielsweise in Wien jemand ein Buch auf der Straße liest, steht am nächsten Tag in der Zeitung *Die Presse* eine liebevolle Lokalglosse über den Vorgang.

Allerdings gibt es eine Parallele zwischen dem Buch und dem Handy beim Gehen: Man orientiert sich dabei auf ganz ähnliche Weise. Die Autorin Anna Burns gewann vor zwei Jahren als erste Nordirin den britischen Man Booker Prize mit ihrem Roman *Milchmann,* in dem es um eine 18-Jährige zu Bürgerkriegszeiten in Belfast geht. Die junge Frau hält sich ihre Umwelt vom Leibe, indem sie beim Gehen Romane des 19. Jahrhunderts liest (»weil ich das 20. nicht mochte«), sie nennt dies »reading-while-walking«. Sie orientiert sich beim »Lesen im Gehen« dadurch, dass sie am Rand des Gesichtsfelds »Orientierungspunkte abhakt«: »Nach einer Seite ungefähr hielt ich inne, um zu schauen, wo ich war«. Andere werfen ihr vor, sie würde ihre Umgebung ignorieren und ihr »Bewusstsein abschneiden«, was in etwa das Gleiche ist, wie oder sich und andere zu gefährden. Die englische Stadt Manchester hat im vorigen Herbst damit den Anfang gemacht. Ich finde das okay für touristisches oder shoppendes Handy-Gehen, aber das routinierte Handy-Gehen braucht keine festen Wege. Und, würde ich sagen, auch keine Sicherheitstipps, denn wer einen Weg ein paar Dutzend Male gegangen ist, kennt dessen Gefahren. Und von einem schnellen Fahrrad oder hastig einparkenden Auto kann man auch umgefahren werden, wenn man nicht aufs Telefon, sondern in den grauen Himmel oder das Schaufenster der chemischen Reinigung schaut.

ÜBERRASCHEND
Na, gibt es irgendwelche Neuigkeiten? Ja, sogar sehr viele!

Ich war deshalb etwas amüsiert über die Tipps einer US-Sicherheitswebsite, wie etwa: die Straße mit Handy nur an passenden Stellen überqueren, also Ampeln. Aber einen Tipp finde ich sehr gut: das Telefon relativ hoch halten, um entgegenkommende Risiken besser sehen zu können. Tatsächlich erweitert sich das Gesichtsfeld, wenn man das Telefon beim Gehen statt auf Bauch- eher auf Kinnhöhe am leicht abgewinkelten Arm hält. Ein weiterer Vorteil: Die leicht demütigende und auf Dauer Nacken schwächende Haltung des Verneigens zum Handy bleibt einem erspart. Vor allem aber macht man die Telefonnutzung im Gehen noch offensichtlicher für andere Menschen, sodass sie mehr Gelegenheit haben, ihrerseits mal Rücksicht zu nehmen und auszuweichen. Und auch noch viel mehr Gelegenheit, sich vom nun demonstrativ ausgestreckten Geh-Handy provoziert zu fühlen. Es möge sie abhärten, denn sie werden sich daran gewöhnen müssen.

TILL RAETHER lief bei der Arbeit an diesem Text viel durch die Gegend – ohne Telefon in der Hand oder am Ohr. Denn wenn er sich vorm Schreiben drückt, starrt er beim Gehen am liebsten einfach vor sich hin und nennt es »Nachdenken«.

EINRICHTUNG

Neue Knicke

Oberflächlichkeit muss nicht langweilig sein: Die Designer entdecken PLISSEE *fürs Zuhause*

Schon in der Antike wusste man um die dekorative Kraft künstlicher Falten. Ein Faltenrock sieht nicht nur besonders aus, er fällt auch anders, schwingt mit jeder Bewegung. Jetzt hat Plissee ein Comeback im Interiordesign. Da schwingt zwar nichts, doch als Schönheiten können selbst die kleinsten Plissee-Objekte große Wirkung entfalten.

Wandboards »Plisago« von FÜRSTENBERG.

Stehleuchte »Plissée« von CLASSICON.

Spanischer Fächer aus Birnbaumholz, von MANUFACTUM.

Vasen »Hammershøi« von KÄHLER DESIGN.

Wasserkocher »Plissé« von ALESSI.

AUSSTELLUNG

Schöne alte Welt

Eine Foto-Ausstellung in der HELMUT NEWTON STIFTUNG *in Berlin zeigt Glamour, Mode und Straßenszenen eines Amerika, das es nicht mehr gibt*

America 1970s/80s heißt die Schau im Museum für Fotografie mit Werken von Evelyn Hofer, Sheila Metzner, Joel Meyerowitz und Helmut Newton (bis 16. Mai 2021), derzeit coronahalber leider geschlossen. Sie erinnert auch daran, dass vier dunkle Jahre das kulturelle Erbe der USA nicht verfinstern können.

David Lynch, 1988, SHEILA METZNER.

Elizabeth Taylor, Los Angeles, 1985, HELMUT NEWTON.

SCHUHE

Das beste Mittel gegen kalte Füße? Einfach mal auf DICKE SOHLE *machen*

»The Puddle Boot« von BOTTEGA VENETA.

»Delphie Boot« von VERSACE.

»The Rain Boot« von EVERLANE.

»Crossby Boot« von GUCCI *(über matchesfashion.com).*

»Monolith Boot« von PRADA.

»Leather Ankle Boot« von EMPORIO ARMANI.

Fotos: classicon.com, *Elizabeth Taylor, Los Angeles, 1985* © Helmut Newton Estate, *David Lynch, 1988* © Sheila Metzner

TIFFANY & CO.

Tiffany.com | ©2020 T&CO.

Unsere neueste Ikone:

Tiffany T ONE

Egal, wie lang der Winter wird, der Frühling kommt bestimmt. Fahren Sie ihm entgegen – mit den schönsten FAHRRÄDERN *der Saison*

»Platzhirsch« (E-Bike) von URWAHN.

»Old Dutch Classics Nostalgie« von BATAVUS.

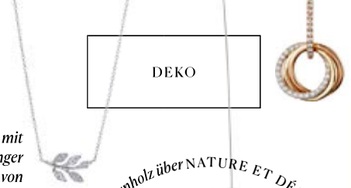
»Muskel« von MULI-CYCLES.

»Frau Standert« von STANDERT.

»Adventure Disc« von TEMPLE CYCLES.

»Kids Maxi« von VELORETTI.

Collier »Magic Alhambra« von VAN CLEEF & ARPELS.



Kette mit Diamantanhänger »Victoria« von TIFFANY & CO.

DEKO

Ohrringe »Trinity« von CARTIER.

Mundgeblasene Vasen »Helly« von BROSTE COPENHAGEN.

Hängepartie

Sich völlig frei fühlen, Körper und Geist einfach mal SCHWINGEN *lassen – nicht immer einfach, aber diese Produkte helfen ein bisschen dabei*

Das Behängen ist die einfachste Form des Schmückens – siehe Weihnachtsbaum. Auch Hals und Ohren sind wie dafür gemacht, Ketten und Ringe zu tragen. Wer das Prinzip einmal verinnerlicht hat, findet praktisch überall Orte und Gelegenheiten, seinen Hängetrieb auszuleben.

TREND

RICHARD MALONE

Platz da

Nach Jahren, in denen sich die Mode förmlich an die Körper schmiegte, ist nun VOLUMEN *angesagt*

Der Laufsteg ist Experimentierfeld der Modedesigner. Dort wird ausprobiert, oft überzeichnet, was dann in tragbarer Variante in Boutiquen landen wird. Für diesen Winter heißt das: ausladende, raffiniert drapierte Kleider.

GUY LAROCHE

JW ANDERSON

NINA RICCI

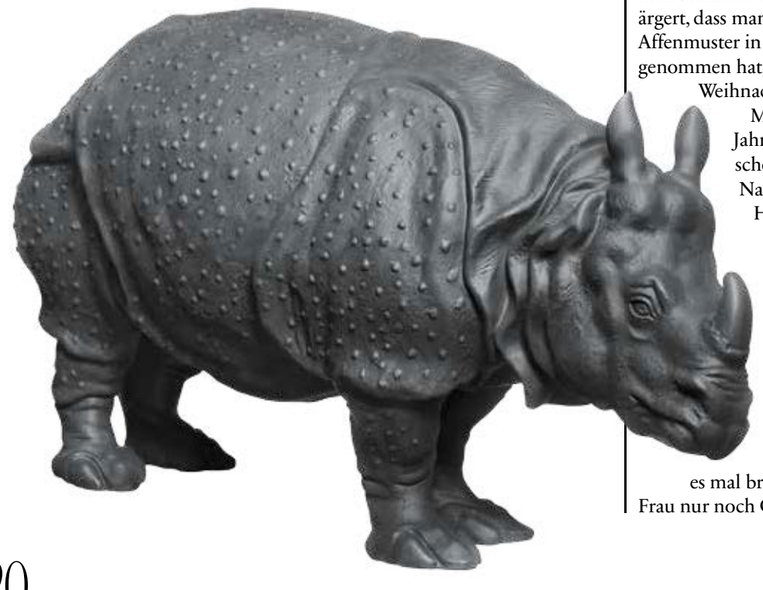
FLEUROP

VERBUNDEN DANK
BLUMEN

GUT UND SCHLECHT

DAVID PFEIFER findet eine Sache ganz *wunderbar:*

DAS PORZELLAN-NASHORN



Angeblich bin ich schwer zu beschenken, weil ich mir kaum etwas wünsche und meine wenigen Wünsche schnell selber erfülle, sobald sie mir bewusst werden. Außerdem wünsche ich mir meistens Dinge, von denen ich selber nicht weiß, warum. So habe ich beispielsweise weiter Schallplatten auf Vinyl gekauft, als CDs kamen und gingen, die fand ich immer scheußlich. Vor Jahren sah ich mal im Magazin *New Yorker* einen sehr treffenden Cartoon dazu, in dem ein Schallplattenspielerbesitzer zum anderen Schallplattenspielerbesitzer sagt: »Was mich überzeugt hat: Es ist teuer und gleichzeitig unpraktisch.« Liebe ist eben irrational, auch die Liebe zu Dingen. Sogar das Praktische muss mir irgendwie gefallen, aus einer Plastikschüssel schmeckt mir kein Salat.

Erschwerend kommt hinzu, vor allem für meine Frau, dass ich selbst ganz gute Geschenke mache, was in erster Linie daran liegt, dass ich mir viel merken kann. Wenn man seufzend von einer Reise zurückkommt und sich ärgert, dass man die handgetöpferte Salatschüssel mit dem Affenmuster in dem Laden in Südfrankreich nicht mitgenommen hat, stehen die Chancen gut, dass man sie an Weihnachten unter dem Baum stehen hat.

Meine Frau allerdings hat mir vor einigen Jahren das Nutzloseste und Schönste geschenkt, das ich besitze. Es ist ein Porzellan-Nashorn namens Clara, in Anthrazitgrau (der Hersteller nennt es »schwarz biskuit«). Als ich Clara auspackte, bekam ich feuchte Augen, und ich weiß bis heute nicht genau, warum. Vielleicht, weil man eben nie weiß, warum man etwas liebt, nur dass es so ist, wenn man es sieht, und dass es meiner Frau genauso geht und wir uns in Clara gewissermaßen gegenseitig begreifen. In dieser Hinsicht ist das Geschenk meiner Frau eben auch das Symbol meiner Frau, und wenn es mal brennen sollte, dann rette ich außer meiner Frau nur noch Clara. Die Schallplatten wären verloren.

Fotos: Stephan Vorbrugg, Manufaktur Nymphenburger Porzellan, Nadine Kunath, Shutterstock

GUT UND SCHLECHT

JOHANNA ADORJÁN findet etwas ganz *fürchterlich:*

DIE CD-TASCHE

Eine der dümmsten Sachen, die ich je gemacht habe, war es, meine CD-Sammlung aufzulösen. Ich tat es, weil es auf einmal hieß, CDs brauche kein Mensch mehr, jetzt sei alles digital, und das spare enorm Platz. Jahre zuvor hatte ich bereits meine Plattensammlung aufgelöst, als damals alle sagten, Vinyl sei vorbei, man höre CD, keine springenden Nadeln, und es spare Platz. Im Auflösen von Audioträger-Sammlungen war ich also fast Profi. Eines Tages packte ich meine auf silberne Scheiben gebannten Schätze in einen Koffer und machte mich auf den Weg. Die Nächte zuvor hatte ich damit zugebracht, die Musikstücke in meinen Computer zu überspielen, wo sie nun kleine Dateien waren, ohne Hülle, ohne Foto, und, wenn das Internet sie nicht erkannt hatte, ohne Titel. Auf einmal verfügte ich über eine beachtliche Menge an Songs 1 bis 14. Auf dem Weg in den Laden für CD-An- und Verkauf hatte ich all die schönen Lieder im Kopf, deren haptische Inkarnation ich gerade wegbrachte. Allein die Vorstellung des Harmoniegesangs im Refrain von *What a Fool Believes* von den Doobie Brothers trieb mir fast Tränen in die Augen. Nie wieder würde ich beim Hören das Booklet in Händen halten, den Text mitlesen und es anschließend fluchend nicht wieder zurück in die Hülle bekommen. Doch ich kehrte nicht um. Der Mensch ist ein Lemming, und man hört keine CDs mehr. »Was willste dafür«, murmelte der Mann, nachdem ich meine Ladung auf den Tresen gewuchtet hatte. Und während ich in Gedanken rasch die Sammlung durchging, die mit einigen bestimmt sehr gefragten Stücken auftrumpfen konnte, schob er mir einen Zwanzig-Euro-Schein rüber, und mehr gab es dann auch nicht.

Irgendwo in meiner nunmehr riesenhaften Wohnung staubt seither ein eckiger schwarzer Gegenstand ein, groß wie eine LP und sehr dick, eine Tasche mit unschönem Reißverschluss, deren Innenleben ein Aufbewahrungssystem für CDs ist. Darin befinden sich die Reste meiner Sammlung, meine liebsten CDs. Ohne Hülle, ohne Schönheit, ohne Glanz. Ich höre sie nie. Wirklich ein Jammer, was man als Narr so glaubt.

ÜBERSPRUNGS-HANDLUNG

Fotos
JULIA MARINO

Styling
SAMIRA FRICKE

Über eine Brücke? In einem Boot?
Aber nein, es gibt eine viel aufregendere Methode, Flüsse
oder Wassergräben zu überwinden:
per PULTSTOCK. *Das sieht auch noch sehr gut aus –*
erst recht in der MODE DER SAISON

Vorne: Gemusterter Strickpullover von PRADA. Leggings privat.
Hinten: Pullover mit Bändern, von CRAIG GREEN. Trainingshose privat.

Diese Seite, oben: Gestreifter Strickpullover von POLO RALPH LAUREN. Oberteil mit Stehkragen, von BALENCIAGA. Ohrstecker privat. ***Unten:*** Oberteil mit Fransen, von STRONGTHE. Leggings von COS. ***Rechte Seite, links:*** Langärmeliges Rautentop und Samt-BH von BASERANGE. Leggings von WOLFORD. ***Mitte:*** Longsleeve mit buntem Rollsaum, von BASERANGE. Pullover von Stefan COOKE. Schnürschuhe von MAX MARA. Shorts privat. ***Rechts:*** Strickbodies von DODO BAR OR (gesehen bei matchesfashion.com).

Linke Seite: Jumpsuit mit Fransen, von BOTTEGA VENETA. Stricktop von PRADA.
Diese Seite, links: Schwarzes Kleid mit Fransen und Bustier von DIOR. ***Mitte:*** Weißes Fransenkleid von JIL SANDER. ***Rechts:*** Schwarzes Kleid mit Fransen von PRADA. Longsleeve privat.

Rechte Seite, links: Poloshirt von LACOSTE. Trainingsjacke und Shorts privat. ***Mitte:*** Gestreiftes Longsleeve von LACOSTE. Trainingsjacke und Shorts privat. ***Rechts:*** Strickpullunder von BOSS. Shorts von NIKE. Trainingsjacke privat.

Diese Seite, oben: Gemusterter Strickpullover von PRADA. Leggings privat. ***Hinten:*** Pullover mit Bändern, von CRAIG GREEN. Trainingshose privat. ***Rechts:*** Gestreiftes Ballonkleid von LOEWE. Body von WOLFORD.

Linke Seite, von oben: Pullover mit Lochmuster, von STEFAN COOKE. Radlerhose von OFF-WHITE (gesehen bei mytheresa.com). Samtbody von BASERANGE. Rollkragenoberteil mit Bändern, von SPORTMAX. Radlerhose von COS. Bunter Pullover von HERMÈS. Radlerhose von ERNEST LEOTY (gesehen bei mytheresa.com). Blaues Oberteil von BALENCIAGA.
Diese Seite: Bunter Samtbody von BASERANGE. Strukturierte Samthose von CHANEL.

Oben: Kurzer Pullover und karierte Leggings von MIU MIU. BH mit Raffungen, von BASERANGE.
Unten: Jacke mit Fransen und Kristallen, von STRONGTHE.

Oben: Hemd und Jacke mit Schleifen, von CRAIG GREEN.
Unten: Jumpsuit mit Fransen, von BOTTEGA VENETA. Stricktop von PRADA.

Diese Seite:
Rollkragenoberteil aus Samt, von DRIES VAN NOTEN. Radlerhose von ERNEST LEOTY (gesehen bei mytheresa.com). Panties mit Logobund von DIOR.
Rechte Seite:
Mantel mit breitem Kragen, von JW ANDERSON.

Der *PULTSTOCK* zeigt: Manchmal ist die einfachste Lösung wirklich auch die beste

Für das, was auf diesen Fotos zu sehen ist, gibt es eine schnelle und eine weitreichende Erklärung. Die schnelle geht so: Um Flüsse oder Wassergräben zu überwinden, haben Menschen vor Hunderten von Jahren eine Technik entwickelt, die man am ehesten mit Stabweitsprung beschreiben könnte. In den wasserreichen friesischen Marschlandschaften, aber auch in den Niederlanden und in Dänemark haben Menschen sogenannte Pultstöcke wie beim Stabhochsprung ins Wasser gerammt, um mit Anlauf und Schwung auf die andere Seite zu kommen.

Doch in Wahrheit ist diese Übersprungshandlung viel mehr als nur eine Möglichkeit der Fortbewegung. Denn beim Pultstockspringen zeigt sich vieles von dem, was den Mensch zum Menschen macht. Schon das Grundproblem ist ja ein typisch menschliches: von A nach B zu kommen, auch wenn dieser Weg von der Natur versperrt ist. Man könnte eine Brücke bauen, doch das ist kompliziert und langwierig. Also versuchen Menschen etwas, das man aus dem eigenen Alltag kennt – sie überwinden ein Problem mit minimalem Aufwand. Ein Stock, ein bisschen Übung, fertig. Und kaum ist das geschafft, kommt eine zweite menschliche Eigenschaft ins Spiel: der Hang zum Wettkampf. Fast genauso lange nämlich wie das Pultstockspringen gibt es Wettbewerbe, wer mit dem Stock am weitesten und am spektakulärsten rübermachen kann. In den Niederlanden findet bis heute eine jährliche Meisterschaft statt, der aktuelle Rekord liegt bei 22,21 Metern. So steht das Pultstockspringen beispielhaft für den tief sitzenden Drang des Menschen, immer weiter voranzukommen, dabei andere zu übertreffen und – das zeigen diese Bilder – dabei auch noch möglichst gut auszusehen. TILL KRAUSE

Fotoassistenz: Sophia Favela; Stylingassistenz: Kira März. Elena Laurent; Haare: LaToya Velberg; Produktion: Sandra de Boer & Noortje Kuijpers/HotelRebel; Models: Iris, Lisse, Timo, Vienne, Manon, Riemer, Evert, Michiel, Chantal, Hanneke; Trainer: Auke. Herzlichen Dank an Fierljep verenigîng Dryst und Anna-Jet Leijenaar

Geschenk-Ideen im SZ-Shop

WWW.
SZ-SHOP.DE/
MAGAZIN

Christbaumkugel »Schneeboi«

In einer kleinen Werkstatt in der Münchner Maxvorstadt werden diese Christbaumkugeln von der Münchner Porzellanmacherin Elisabeth Klein handgefertigt. Wir haben die Kugeln bairisch »Schneeboi« genannt, weil sich eine Kugel genau so anfühlt wie ein wurfbereiter Schneeball. Eine pastellblau schimmernde Glasur verleiht ihr genau den Glanz, den ein Schneeball dann hat. Jeder »Schneeboi« kommt einzeln verpackt in einem dunkelblauen Geschenkkarton.

Design: Elisabeth Klein und Klaus Hackl. Mit Öse und Stoffband zum Aufhängen. Ca. 7,5 cm, Gewicht: ca. 85 g. 55 Euro.

sz-shop.de/schneeboi

Die Decke in Rot und Pastellblau hat einen dünnen Rand in Tannengrün.

sz-shop.de/decke1

Die Version in Tannengrün und Orangegelb hat einen dünnen Rand in Dunkelrot.

sz-shop.de/decke2

Kuscheldecken

Machen Sie es sich auf Ihrer Couch noch gemütlicher – mit den Kuscheldecken des US-Designers Tim Lahan. Die Regentropfen auf der Decke verheißen schon die Frühlingsblumen, während die echten Tropfen außen an der Fensterscheibe hinabfließen. Die Decken sind zweifarbig gewebt, die Ränder in einer dritten Farbe eingefasst.

Maße: 140×170 cm, 80% Lammwolle und 20% Kaschmir, ca. 250 g/qm, zweifarbig gewebt, hergestellt in Italien. Design: Tim Lahan. Je 195 Euro.

Memospiel: »Gemischtes Doppel 4«

36 neue Bild-Wort-Paare für Wortverdreherinnen und Gedächtniskünstler. Dank gleicher Kartenrückseiten ist es problemlos mit den bisher erschienenen Memospielen dieser Reihe kombinierbar. Mit Regelkunde. Und Kegelrunde.

36 Bild-Wort-Paare in hochwertiger Leinenbox. 18,90 Euro.

sz-shop.de/memospiele

Regenschirm »Lots of Pigeons«

So bleiben Sie im Regen auf besonders elegante und farbenfrohe Art trocken. Und wie eine alte Redewendung schon sagt: Lieber die Taube auf dem Schirm als den Taubendreck in der Hand. Oder so ähnlich.

Design: Rop van Mierlo. Maße: geschlossen ca. 88 cm lang, geöffnet ca. 112 cm Durchmesser. Gewicht: 530 g. 14-mm-Bambusstock, Bezug aus recycelten Kunststoffen, OEKO-TEX Standard 100. Windproof-System, Schirm öffnet sich auf Tastendruck. 75 Euro.

sz-shop.de/schirm

HAND-
GEMACHT
IN
BAYERN

Das Wachs-Mal-Buch

Das Eltern-Kind-Tagebuch in Zentimetern wird Ihre Schatzkiste der Erinnerungen. Einfach aufklappen, Buchdeckel auf den Boden legen, Kind abmessen. Daneben gibt es Platz für Fotos, Notizen und Zeichnungen. Anders als ein Türstock macht das Wachs-Mal-Buch jeden Umzug mit, und Sie können es auch an Familie und Freunde verschicken.

In vier Farben und auch als Grow & Show Book in englischer Version erhältlich. Leinengebunden, aufklappbares Maßband bis 200 cm. Je 24,90 Euro.

sz-shop.de/wmb

Handgefertigte Vide-Poche aus Porzellan

Wörtlich übersetzt bedeutet Vide-Poche »leere Tasche«, aber dass Sie jemals wieder mit leeren Taschen auf die Straße gehen, wird die Vide-Poche vermeiden. Hausschlüssel, Kleingeld, Sonnenbrille oder Busfahrkarte bekommen mit ihr ein stilvolles Zuhause – und einen festen Platz, der lästiges Suchen vermeidet. Ein ebenso nützliches wie besonderes Accessoire für das Tischchen im Flur oder die Kommode im Wohnzimmer. Gestaltet vom französischen Künstler Serge Bloch, hergestellt in der seit 1763 bewährten Handarbeit von der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin.

NEU
IM SHOP

Maße: ca. 22×18×4 cm. Innenmaß der Ablage: 15×11 cm. »Au revoir« von Serge Bloch. 139 Euro.

sz-shop.de/aurevoir

Kalender 2021 »Gefühlte Wahrheit«

Zusammengestellt aus der wöchentlichen Kolumne des *SZ-Magazins*: ein Postkartenkalender für die 52 Wochen des neuen Jahres mit Wahrheiten, die sich zumindest wahr anfühlen.

Postkartenformat, 53 heraustrennbare Postkarten. 16 Euro. sz-shop.de/wahrheit2021

Kalender 2021 »Gemischtes Doppel«

Für alle, die Freude daran haben, die Sprache gegen den Strich zu bürsten: Postkartenkalender mit Doppeln aus der beliebten Kolumne des *SZ-Magazins*.

Postkartenformat, 53 heraustrennbare Postkarten. 16 Euro. sz-shop.de/doppel2021

Handtücher und Gästehandtücher

Die heiße Dusche beenden oder aus der Badewanne steigen – diese Handtücher machen jenen Moment viel erträglicher. Zudem sehen sie so gut aus, dass sie im Bad auch als Einrichtungsgegenstand durchgehen.

HANDTÜCHER: 67×140 cm, je 39 Euro.

SET AUS ZWEI GÄSTETÜCHERN: 30×50 cm, 32 Euro. 100% Baumwolle, Zweifarbig gewebt, hergestellt in Portugal. Das Motiv ist auf der Rückseite in jeweils umgedrehten Farben zu sehen.

sz-shop.de/froschset

sz-shop.de/katzenset

sz-shop.de/palme

sz-shop.de/katze

sz-shop.de/ananas

sz-shop.de/frosch

»Vertical Jumping« heißt diese Übung: Der Vogel soll von seinem Sitz fast senkrecht hochfliegen auf die Faust der Falknerin, die außerhalb des Bildes auf einem Gartenstuhl steht.

Fotos: Armin Smailovic/Agentur Focus

Text
TANJA REST

Fotos
ARMIN SMAILOVIC

ZUM GREIFEN NAH

Die Autorin mit Nikita bei einem der frühen Freiflüge im Revier.

Dass die FALKNEREI *als eine besondere Kunst gilt, war unserer Autorin klar. Dass es so kompliziert und hart und wunderschön sein würde, einen* WÜSTENBUSSARD *zu zähmen – das musste sie einfach selbst erleben*

1. AUGUST 2020

Als ich ihr zum ersten Mal die Haube abnehme, ist sie eine Sekunde lang wie erstarrt. Bäume, Sträucher, Himmel, Menschen – alles rast wie ein Tsunami auf sie ein. Dann springt sie ab. Und wieder, und wieder. Als sie endlich begreift, dass sie hier nicht wegkommt, weil ihre Langfessel an der Sitzstange befestigt ist, bleibt sie mit geweiteten Augen und eng angelegtem Gefieder auf unserem Rasen stehen. Aus der Haselnuss schimpfen zwei Amseln und fünf Kohlmeisen hingebungsvoll auf sie hinunter.

Ich setze mich zu meiner Familie auf die Terrasse und betrachte sie durchs Fernglas.

Karamellfarbene Augen, etwa viermal schärfer als unsere. Ein gelber, grimmig geschwungener Schnabel, der in eine schiefergraue Spitze mündet. Rotbraune Flügeldecken. Ihr Bauchgefieder hat die Farbe von altem Pergament, auf das mit breiten Pinselstrichen ein tiefes Mokka aufgetragen wurde; die langen, nahezu schwarzen Schwanzfedern mit weißer Endbinde sehen genauso aus wie die, die mir als Kind zu meinem Indianer-Kopfschmuck noch gefehlt haben. Geringelte Hosen über dottergelben, erstaunlich langen Beinen; ihre Klauen sind messerscharf und so kräftig, dass sie die Schädeldecke eines Feldhasen durchbohren können.

Sie ist perfekt.

Sie ist ein vier Monate alter Harris Hawk, ein Wüstenbussard, ich habe sie Nikita genannt. Wie die androgyne Killerin im Film von Luc Besson. In den kommenden Wochen soll sie lernen, freiwillig auf meine Faust zu steigen, erst an einer Schnur und dann frei zu fliegen und schließlich gemeinsam mit mir zu jagen. Es ist für uns beide alles neu.

Am Morgen haben wir Nikita beim Züchter abgeholt. Er hat sie mit einem Netz aus der Zuchtkammer herausgefangen, in der sie ihr ganzes bisheriges Leben verbracht hat mit ihren Eltern und ihren drei Schwestern, ohne jeglichen Kontakt zu Menschen. Der Züchter hat sie gewogen (965 Gramm) und ihr die Klammer an die mittlere Schwanzfeder montiert. Daran wird später der Sender befestigt, mit dem ich sie beim Freiflug orten kann. Dann hat er sie »aufgeschüht«, wie es in der Falknersprache heißt. Um jedes ihrer Beine schmiegt sich nun eine breite, weiche Ledermanschette mit einem Halteriemen, durch dessen Ende ein 1,50 Meter langes Kunststoffseil gezogen wird, die Langfessel.

Und so sind wir zurück nach München gefahren: Mein Freund am Steuer, unser zwölfjähriger Sohn auf dem Beifahrersitz und ich hinten, die aufgeschühte und verhaubte Nikita auf der linken Faust, Langfessel um den ledernen Falknerhandschuh gewickelt, ein wildes Glücksgefühl im Bauch. Sie kam mir so ruhig und so gelassen vor.

An diesem Abend mache ich Nikita im Wohnzimmer auf der Hohen Reck fest. Ein uraltes, herrliches Falknereigerät. Die Hohe Reck ist ein etwa 1,50 mal 1,50 Meter großer Holzrahmen, in dessen Mitte ein Segeltuch gespannt ist. Wenn der Vogel oben auf seiner Stange erschrickt und abspringt, kann er sich am Tuch abstoßen und wieder aufschwingen, ohne dass sich die Langfessel um die Stange wickelt. Nikita muss das aber erst noch lernen. Weil sie außerdem begreifen soll, dass ich von nun an zu ihrem Leben gehöre, schlafe ich in den kommenden Nächten auf dem Sofa.

Mein ganzes Leben lang habe ich Greifvögel geliebt, sie für ihre Schönheit, Kraft, ihre ungeheure Präzision bewundert

Zwei Uhr morgens, draußen einsetzender Regen. Auf der Reck hat Nikita sich dick aufgeplustert, das rechte Bein auf Brusthöhe eingezogen und den Schnabel im Rückenflaum vergraben. Die Bruck, wie man das lange, wölkchenweiße Unterschwanzgefieder nennt, ist weit aufgespreizt, die kleinen schwarzen Striche darin wie Funken auf einer nachdunkelnden Netzhaut. Im Licht der Straßenlaterne sieht sie aus wie ein großer, fluffiger Federball. Ein Gefühl von Zärtlichkeit überflutet mich. Es ist das letzte Mal für lange Zeit.

Eine meiner frühen Kindheitserinnerungen: Wie ich am Rand unseres badischen Dorfes neben meiner Freundin Susi auf der frisch abgemähten Futterwiese liege und mit zusammengekniffenen Augen zu meinem Drachen hinaufstarre. Es muss Herbst gewesen sein und ich etwa fünf Jahre alt. Auf Susis Drachen ist eine Fledermaus abgebildet, auf meinem ein Mäusebussard. Ich stelle mir vor, dass es ein echter Bussard ist dort oben, ein wildes, freies Tier, das mich begleitet und jedem meiner Rufe folgt. Dass dieser Traum einmal wahr werden wird, das aber kann ich mir selbst als Kind nicht vorstellen.

Von Falknerei wusste und verstand ich die längste Zeit meines Lebens nichts. Bis mein Freund vor fünf Jahren auf der Bestsellerliste der *New York Times* das Buch *H is for Hawk* entdeckte (*H wie Habicht*, Ullstein Verlag). Die Britin Helen Macdonald beschreibt darin, wie sie den Tod ihres Vaters zu bewältigen versuchte, indem sie einen Habicht zähmte und mit ihm auf die Jagd ging. Das Buch ist noch viel mehr als das, große, vielfach preisgekrönte Literatur, und es fuhr durch mich hindurch wie ein Blitz. Das war es, das sagte mir etwas, genau das wollte ich machen!

Mein ganzes Leben lang habe ich Greifvögel geliebt, sie für ihre Schönheit, Kraft, ihre ungeheure Präzision bewundert. Die Vorstellung, in meinen penibel durchgetakteten Alltag als Städterin ein solches Wildtier aufzunehmen, gemeinsam mit ihm zu jagen und Beute zu machen, löste etwas in mir aus, das ich nur als archaisches Verlangen bezeichnen kann.

Gleichzeitig traute ich diesem Gefühl nicht über den Weg. Es musste eine momentane Spinnerei sein, letztlich nicht zu realisieren. Wer besaß schon einen Greifvogel? Also, ich kannte keinen. Ich verordnete mir zwei Jahre Wartezeit.

2. AUGUST

Als ich Nikita am Morgen auf die Faust nehme, explodiert sie gleichzeitig nach allen Seiten. Hoch aufgestellte Flügel, aufgefächertes Schwanzgefieder, der Griff ihrer Klauen auf dem Handschuh wie ein Schraubstock. Der Ausdruck in ihren Augen: pure, entfesselte Wildheit. Ich stelle sie auf die Waage. Sie hat fast 70 Gramm verloren.

Es ist ein Geduldsspiel, das nun auf mich zukommt. Noch ist sie satt. Irgendwann aber wird ihr Appetit so groß sein, dass sie auf meine Faust steigen und dort ein aufgetautes Küken verspeisen wird. Das kann dauern, und diese Wartezeit muss ich aushalten.

Einen Greifvogel auszubilden, heißt in der Falknersprache »Abtragen«. Das ist wörtlich zu verstehen, weil man den Vogel anfangs sehr viel tragen muss. Ich habe dafür meinen Sommerurlaub genommen, aber mit größeren Problemen rechne ich eigentlich nicht.

Auge in Auge: Bis zu dieser Vertrautheit hat es lange gedauert.

Harris Hawks, in den Wüstengegenden der USA und Südamerikas beheimatet, sind in der langen Geschichte der deutschen Falknerei Neuzugänge und dafür schon außerordentlich beliebt. Sie gelten als nervenfest und leicht zu zähmen, mit hoher sozialer Intelligenz. Das hat damit zu tun, dass sie als einzige Greifvogelart im Familienverbund jagen, die Jungvögel werden dabei von den Altvögeln angeleitet.

Der Prototyp des deutschen Altfalkners, der traditionell Habichte, Wanderfalken oder Steinadler fliegt, hat für den Harris nur ein Naserümpfen übrig. »Einen Harris willst du dir aufstellen?«, sagte einer meiner Ausbilder im Falknerkurs: »Mädel, so alt bist du doch noch nicht!« Ein anderer meinte, warum ich einen VW Golf kaufen wolle, wo ich genauso gut auch einen Porsche haben könne. Der »Porsche« ist der Habicht. Distanziert, feinnervig, blitzschnell.

Als berufstätige Mutter, die noch ein paar andere Interessen hat als Greifvögel, finde ich einen VW Golf keine ganz schlechte Wahl. Die Frage ist bloß: Habe ich auch einen bekommen?

Erster Eintrag im Falkner-Logbuch: »21 Grad, Regen, Gewicht 897 Gramm, Atzung: keine. Wirkt angespannt. Will sie heute dreimal eine halbe Stunde tragen.«

Man muss täglich Buch führen, um das Zusammenspiel zwischen Witterung, Atzung (Futter), Training und dem Gewicht des Vogels zu verstehen. Es ist wie im Hochleistungssport: Wenn Nikita einmal erfolgreich jagen soll, darf sie nicht so schwer und so satt sein, dass ihr die Motivation fehlt. Sollte sie aber nicht über die nötige Kondition verfügen, die auf Muskelmasse und Ausdauer beruht, kann man es gleich bleiben lassen. Zehn Gramm mehr oder weniger, das kann am Ende entscheidend sein.

Ich trage sie im strömenden Regen durch das Wäldchen vor unserem Haus. Sie erinnert in nichts mehr an den Vogel, der 24 Stunden zuvor so ruhig auf meiner Faust saß. Ihre Krallen bohren sich in meinen Handschuh, die ausgebreiteten Flügel schleifen an tropfenden Buchenästen vorbei. Alle paar Minuten springt sie ab. Ihr Blick durchbohrt mich.

Für einen jungen Harris Hawk, der unter seinesgleichen aufwuchs, ist die Nähe zum Menschen anfangs ein Schock. Man muss ihn behutsam an seine neue Umgebung und sein künftiges Menschenrudel gewöhnen und ihm all das beibringen, was er in der freien Natur von seinen Eltern lernen würde: wo er landen kann, wie seine Beute aussieht, wie er sie am besten erjagt. Wenn man es gut macht, begreift der Vogel, dass der Mensch kein Feind ist, sondern sein *partner in crime.* Das Wesen, an das er sich halten muss, weil es ihm Beute verschafft.

All das bete ich mir vor, während ich mit Nikita durch den Regen laufe, leise mit ihr spreche und sie mich mit ihren durchdringenden Augen fixiert. Ich suche in mir nach meinem euphorischen Gefühl von gestern und finde – nichts.

3. AUGUST

Am Ende ist man immer auf sich allein gestellt, sagen Falkner. Eine beunruhigende Vorstellung. Dass ich, vollgestopft mit theoretischem Wissen und ohne jede praktische Erfahrung, meinen ersten Vogel ganz allein abtragen würde, hatte ich unbedingt vermeiden wollen.

Vor einem Jahr hat mich Heike Reball, die als Tierärztin unsere beiden Graupapageien betreut und eine landesweit anerkannte Spezialistin für Greifvögel ist, mit einer

Harris Hawks sehen etwa viermal besser als Menschen. Sie töten, indem sie die langen Klauen in ihre Beute schlagen und zudrücken.

anderen Falknerin bekannt gemacht. Steffi fliegt seit fünf Jahren einen Harris-Terzel (männlicher Greifvogel) namens Akbar. Sie ist witzig, klug, total solidarisch und inzwischen eine Freundin. Komme, was wolle: Steffi würde mir beistehen, das gab mir Monate im Voraus schon ein sicheres Gefühl. Doch so kam es nicht.

Drei Tage bevor ich meinen Vogel abgeholt habe, war sie mit einem Abszess an der Wirbelsäule ins Krankenhaus eingeliefert worden. Zwei Operationen, es geht ihr dreckig. Anstelle einer leibhaftigen Mentorin habe ich nun eine Standleitung ins Klinikum rechts der Isar. Wir schicken einander WhatsApp-Audios.

Ich sage Steffi, dass mich die Wildheit meines Vogels überwältigt. Dass ich mit so viel Abwehr nicht gerechnet habe. Sie sagt: »Vergiss nicht, dass alles neu ist für sie. Außerdem hast du ein Weib, die sind größer als die Terzel und stehen in der Hackordnung oben. Weiber sind schwieriger. Gib euch Zeit!«

Daran versuche ich zu denken, während ich mit Nikita durchs Wäldchen laufe. Sie hat die Flügel wieder ausgebreitet und starrt mich an. Ich habe gelernt, nicht zurückzustarren, weil sie das als Drohung empfinden könnte. An den wenigen Spaziergängern blicke ich so erbittert vorbei, dass es zum Glück niemand wagt, mich anzusprechen.

4. AUGUST
14 Grad, Regen, fünfmal mit ihr spazieren, Gewicht 848 Gramm. Atzung: ihr achtmal ein Küken hingehalten, nimmt nichts.

5. AUGUST
20 Grad, Sonne, vier Runden, Gewicht 842 Gramm. Atzung: zehn Versuche, nimmt nichts.

Übermorgen wird sie wahrscheinlich fressen, hat der Züchter beim Abholen gesagt. Doch übermorgen ist inzwischen vorgestern. Jede Stunde trete ich im Wohnzimmer an die Reck, zeige ihr auf dem Handschuh ein Küken. Einmal versucht sie, es mir aus der Faust zu reißen. Sonst tut sich nichts.

Wild lebende Harris Hawks können lange Zeit ohne Futter überleben. Sie fahren ihren Stoffwechsel herunter und verbrauchen dann kaum noch Energie. Dass mein Vogel nicht frisst, geht mir trotzdem an die Nieren, jeden Tag mehr. Falkner sagen: Wenn du nicht mehr weiterweißt, leg die Bücher beiseite, folge deiner Intuition. Meine Intuition rät mir aber nur, ins Bett zu kriechen, mir die Decke übers Gesicht zu ziehen und zu heulen. Das versage ich mir.

Auf unseren Spaziergängen ist mein Sohn immer an meiner Seite. Meistens reden wir über die Champions-League-Chancen des FC Bayern. Und genauso, wie ich dabei aus den Augenwinkeln meinen Vogel beobachte und jede seiner Launen registriere, genauso prüfend und hilflos beobachtet er mich. »Mama«, sagt er bittend, »bist du jetzt froh?«

Bin ich froh? Was für eine Frage. Das hier ist mein Traum. Ich habe wirklich alles dafür getan.

Als ich nach zwei Jahren Wartezeit immer noch dieses brennende Verlangen hatte, Falknerin zu werden, begann ich zu googeln. Zu meinem Entsetzen stellte sich heraus, dass man, um den Falknerschein zu erwerben, zuvor die Jägerprüfung bestanden haben muss. Meine Eltern und viele meiner Freunde bescheinigten mir Realitätsverlust oder eine handfeste Lebenskrise. Ich hatte aber keine Lebenskrise – ich hatte nur diesen Wunsch. Mein Freund und mein Sohn fanden ihn bizarr, aber schön (das war, bevor ich jeden Abend am Küchentisch saß, den Zahnwechsel des Wildschweins auswendig

»Habt ihr sehr viel Zeit? Sehr viel Platz in eurem Garten? Macht die Familie mit?«, donnert der Leiter des Falknerkurses. »Wenn nicht, vergesst es besser!«

lernte und die Wochenenden der Jagdpraxis opferte). Ein halbes Jahr später hatte ich die Jägerprüfung in der Tasche und meldete mich noch am selben Tag zum Falknerkurs an.

Der Lehrgang des Deutschen Falkenordens, des größten deutschen Falknereiverbands, führte mich viermal in die Landesjagdschule nach Wunsiedel. Ich habe dort nicht nur alles über Greifvögel und die falknerische Beizjagd gelernt, sondern auch erfahren, dass sich die meisten Absolventinnen und Absolventen niemals einen Greifvogel anschaffen. Weil es einfach zu aufwendig ist.

»Habt ihr sehr viel Zeit? Habt ihr sehr viel Platz in eurem Garten? Macht die Familie mit? Seid ihr wirklich bereit, für ein wildes Tier zu sorgen, es zu füttern, zu pflegen, mit ihm zu jagen für die nächsten 20 Jahre?!«, donnerte unser Kursleiter Severin Wejbora. »Denn wenn das nicht der Fall ist, Leute: Vergesst es besser!«

In manchen Nächten bin ich in meinem schmalen Bett in der Wunsiedeler Jugendherberge aufgewacht und habe mich gefragt, ob ich nicht einen irrlichternden Aufwand betrieb für eine Illusion. Niemals würde ich einen eigenen Greifvogel besitzen, in meinem Alltag war schlichtweg kein Platz dafür. Es war alles einfach nur Quatsch.

Im Januar 2019 bestand ich die Falknerprüfung und richtete ein Harris-Hawk-Konto ein. 18 Monate lang landete darauf jeder Euro, der irgendwie übrig blieb. Falknerei kostet nämlich nicht nur Zeit und Nerven, sie kostet am Anfang auch unglaublich viel Geld.

Der Vogel selbst (600 Euro für Nikita) war ein Fliegenschiss. Ich habe außerdem gekauft, von anderen Falknern ermäßigt übernommen oder mir zu Weihnachten gewünscht: drei Falknerhandschuhe in den Größen all unserer Familienfäuste. Zwei mobile Sitzvorrichtungen (der Falkner sagt »Sprenkel«). Einen Marshall-GPS-Sender. Ein Falknermesser, zwei Federspiele, eine Voliere als Bausatz mit den Maßen sechs mal drei Meter, zwei Bells (Glöckchen), Waage, Haube, Falknerrucksack, die Hohe Reck, Transportbox fürs Auto, diverse Schnüre in unterschiedlichen Stärken sowie zwei Quadratmeter Astroturf (Kunstrasen), der die Füße des Vogels beim Sitzen massieren soll. Zum ersten Mal in meinem Leben besitze ich außerdem eine Tiefkühltruhe, in der sich Kartons stapeln mit Eintagsküken, Hühnerhälsen, Kaninchen, Tauben, Wachteln. Ein Tierfutterhändler vom Bodensee liefert die Atzung in den Tierpark Hellabrunn, wo man sie für mich entgegennimmt und im Kühlhaus zwischenlagert.

Und nun, wo alles organisiert, bezahlt, in großem Stil durchlitten und der Vogel wirklich da ist, will mein Sohn von mir wissen, ob ich froh sei. Und ich sage: »Ja, Schätzchen, ich bin wirklich, wirklich froh.«

Aber es stimmt nicht.

Ich weiß schon, dass Nikita mich nie so lieben wird, wie mein Hund mich mal geliebt hat. Vertrauen, Kooperation, ein Mitglied ihres Rudels zu sein – das ist das Maximum, das ich erwarten kann. Sie wird für immer ein wildes Tier bleiben, das sich zufällig in der Obhut von Menschen befindet. Sie braucht keine Falknerin, die ihr das Nackengefieder krault und ihr Koseworte zuraunt. Als soziales Wesen braucht sie Gesellschaft, als Fleischfresserin braucht sie Fleisch. Das ich ihr einmal stündlich hinhalte. Das sie aber nicht akzeptieren kann, weil sie auf die Faust dieser fremden Kreatur steigen und den Kopf mit den allsehenden Augen senken müsste – was sie zur potenziellen Beute macht und all ihren Instinkten widerspricht. ▸

In diesem Dilemma sind wir gemeinsam gefangen, Nikita und ich. Sie weigert sich zu fressen; mir ist jegliches Hungergefühl abhandengekommen. Sie reagiert ablehnend auf mich; ich habe allen meinen Freunden, die ich zuvor eingeladen hatte, eine SMS geschickt und abgesagt. Ich will niemandem mehr vorheucheln müssen, dass ich nach all dem Aufwand endlich froh bin. Ich will eigentlich mit überhaupt gar keinem sprechen.

6. AUGUST

25 Grad, Sonne, vier Runden, Gewicht 820 Gramm. Atzung: keine.

Bin am Ende. Habe mit diversen Falknern telefoniert, jeder rät mir etwas anderes. Steffi textet aus dem Krankenhaus: »Es ist noch kein Greifvogel verhungert, ein Küken vor Augen!!!« Und wenn es an mir liegt? Wenn ich, ohne es zu merken, Fehler mache, sie verstöre, ihr irgendwie Angst einjage? Ihr verdammtes Pech, dass sie an so eine lausige Falknerin geraten ist.

16.30 Uhr. Zum siebten Mal an diesem Tag präsentiere ich das Küken.

»Du bleibst unsichtbar und machst das Futter zu dem einzigen Gegenstand, der sich außer dem Vogel noch im Raum befindet. Du selbst bist gar nicht da«, schreibt Helen Macdonald. »Du hoffst darauf, dass er zu fressen beginnt, und wenn es so weit ist, kannst du dich ganz langsam wieder sichtbar machen.«

Ich senke den Blick, leere den Kopf, halluziniere mich weg. Näher am Zen war ich nie.

In einem fernen Winkel meines Bewusstseins nehme ich wahr, wie Nikita auf der Reck den Kopf dreht und die Atzung registriert. Zeit vergeht. Sie sortiert ihre Füße auf der Stange um, zum Küken hin. Zwei schnelle Schritte, plötzlich steht sie auf meiner Faust. Wir sind davon beide gleichermaßen überrascht. Minutenlang passiert nichts.

Ich bin unsichtbar und habe vergessen, wie man atmet. Da senkt sie langsam, laaangsam den Kopf und schlingt das Küken in vier gierigen Bissen hinunter. Ich schiebe ein zweites hinterher, ein drittes. Sie frisst alles.

»Hurra – ÜBERTRITT!« Die Erfolgsmeldung jage ich durch alle meine falknerischen WhatsApp-Kanäle und werde mit Glückwünschen und Applaus-Emoticons überschüttet. »Du wirst sehen, jetzt wird alles leichter!«, schreibt Steffi. An diesem Abend sitzen wir im Garten, wo Nikita endlich ihre Voliere bezogen hat, und trinken Champagner. Ich bin glücklich. Alles wird gut.

Zwei Tage später schlägt sie mich ins Gesicht.

8. AUGUST

Ich habe einen Fehler gemacht, natürlich habe ich das. Ein Greifvogel ist aus sich selbst heraus niemals aggressiv, er reagiert nur.

Wir sind im Garten bei unseren ersten Beireitübungen, wie man die Flüge auf die Faust nennt. Ich lege ein Stück Küken auf den Handschuh, Nikita springt auf Langfessellänge zu mir herüber. Es klappt hervorragend. Innerhalb von 48 Stunden scheint sie jede Scheu verloren zu haben. Als ich sie wieder auf die Reck stelle, berühre ich mit der rechten Hand aber zufällig ihr Schwanzgefieder, und das mag sie nicht.

Zack. Der Schlag ihrer Klaue ist so schnell, dass ich ihn nicht kommen sehe. Ich spüre, wie mir Blut übers Gesicht läuft.

Die Kratzer in meinem Gesicht sind kaum noch spürbar, in meiner Psyche aber haben Nikitas Klauen Spuren hinterlassen

Blick in den Spiegel: ein Ratscher unterm Auge, einer auf dem Kinn, einer auf dem Nasenrücken. Es könnte schlimmer sein. Ich wische das Blut ab, sprühe Desinfektionsmittel auf die Schnitte und atme durch. Dann gehe ich zurück in den Garten und bringe die Übung zu Ende.

11. AUGUST

In allen Lehrbüchern steht, wie man das als Falkner machen muss: Schritt für Schritt das Vertrauen des Vogels gewinnen. Was dort nicht steht: dass der Falkner umgekehrt auch seinem Vogel vertrauen muss. Die Kratzer in meinem Gesicht sind kaum noch sichtbar, in meiner Psyche aber haben Nikitas Klauen Spuren hinterlassen.

Ich habe jetzt immer eine Sonnenbrille auf bei unseren Übungen. Nachdem sie mir ein paarmal auf den Kopf geflogen ist und sich an meinen Haaren festgekrallt hat, trage ich außerdem die Jagdjacke mit Kapuze. Bevor ich ihr überhaupt gegenübertreten kann, sitze ich 20 Minuten lang bewegungslos da. Das ist die Zeit, die ich brauche, um mich innerlich zu stählen.

Meine Familie erkennt mich nicht wieder. Dreimal sind wir mit dem Jeep durch Afrika gefahren, über unseren Campingplatz liefen Hippos, Elefanten und einmal ein Rudel von acht Löwen. Immer war ich diejenige, die ins Auto gezerrt werden musste. Nun aber habe ich Schiss vor meinem eigenen Vogel.

Steffi sagt: »Süße, sie ist noch ein Kind! Sie weiß nichts, kann nichts, sie muss das alles erst noch lernen. Und dabei macht sie Fehler, nicht nur du.« Ja klar, sie ist ein Kind, denke ich. Sie ist ein Kind, das mir ein Auge auskratzen kann.

12. AUGUST

Wir müssen endlich raus aus dem Wäldchen. Nikita ist ein Stadtvogel, sie soll alles kennenlernen, was dazugehört: Autos, Radfahrer, Jogger, Hundeausführer, Kinderwagenschieber. Unsere Spaziergänge führen nun am Isarufer entlang. Ich gehe zügig, sehe niemanden an und versuche, wieder unsichtbar zu werden.

Es funktioniert nicht.

Eine Frau, die mit einem großen Greifvogel bei Sommerwetter an der Isar spazieren geht, ist eine öffentliche Sensation. In unserem Kielwasser bleiben Jogger stehen, drehen Radfahrer um, sammeln sich staunende, einander zurufende, mich mit Fragen bombardierende Menschen. Ist der echt? Darf der auch fliegen? Wo wohnt der, was frisst der, wie heißt der, darf ich ein Foto machen? Ist das ein Falke?

Bezüglich ihrer Art herrscht Verwirrung. 80 Prozent glauben Falke (sie ist keiner), zehn Prozent vermuten Adler, ein paar wenige halten sie für einen Mäusebussard. Einmal höre ich ein Kleinkind schreien: »Schau mal, Papa, eine Ente!«

Ich stehe da, den Vogel auf der Faust, lächle, beantworte Fragen, erkläre den Unterschied zwischen Bisstötern (Falken) und Grifftötern (alle anderen Greifvögel) und bin unglücklich. Alles ist furchtbar. Die Begeisterung der Leute fällt in mich hinein wie in ein schwarzes Loch.

13. AUGUST

Am Morgen, als ich sie auf die Waage stelle, greift sie nach meiner rechten Hand und hinterlässt einen tiefen Schnitt am Daumen. Ich rufe Paul Klima an. Er betreibt den Falkenhof in Dietramszell und fliegt einen Steinadler namens Fritzie. (Wer den wunderbaren Naturfilm *Wie Brüder im Wind* gesehen hat mit Tobias Moretti und Jean Reno: Fritzie war einer der Kamera-Adler.) Eine Viertelstunde lang heule ich Paul die Ohren voll. Er hört zu, ab und zu lacht er. Ah so, der Vogel hat tagelang nicht gefressen? Ist feindselig, hat der Jungfalknerin ins Gesicht geschlagen, landet manchmal auf ihrem Kopf? Total normal.

Herbsttag am südlichen Isarufer. Nikita findet alles interessant, was sich bewegt – besonders Krähen.

»Tja, Tanja«, sagt Paul, »du wolltest einen Drachen. Jetzt hast du einen.«

Den Satz schreibe ich mir vorne in mein Falkner-Logbuch.

14. AUGUST

Ich besuche Steffi im Krankenhaus. Während ich über endlose Flure an schwerkranken Menschen vorbeigehe, überfällt mich die Scham. Was veranstalte ich hier für ein jämmerliches Schmierentheater, nur wegen eines Vogels, der schwieriger ist als erwartet?

Steffi hat noch Schmerzen, sieht aber erstaunlich gut aus, übermorgen wird sie entlassen. Dann fährt sie mit ihrem Mann erst mal in den Urlaub.

Wir schlingen Cheeseburger und Pommes hinunter, die ich eingeschmuggelt habe. Reden über ihren Akbar und meine Nikita, sie gibt mir Tipps, versteht mich, macht mir Mut. Als ich wieder nach Hause radle, geht es mir so gut wie lange nicht.

23. AUGUST

Freund und Kind steigen ins Auto und fahren für zwei Wochen in die Berge. Ich sehe ihnen mit gemischten Gefühlen hinterher. Auf der einen Seite muss ich jetzt wirklich mit niemandem mehr sprechen. Auf der anderen Seite habe ich jetzt niemanden mehr, mit dem ich sprechen kann. Ich habe einen Vollknall.

Am Abend setze ich mich mit Nikita vor den Fernseher. Wir sehen uns einen Film auf Netflix an, der nicht weiter von uns entfernt sein könnte: *Der Marsianer – Rettet Mark Watney*. Als die Rettungsaktion für Matt Damon anläuft, zieht sie das linke Bein ein und klappt die Augen zu. Ich streichle ihr über das seidenweiche Gefieder. Ihr ist das in diesem Moment egal, für mich ist es wichtig. Wir sitzen ganz still.

24. AUGUST

Wenn sich beim Spazierengehen unsere Blicke kreuzen, fährt sie manchmal noch zusammen, als wolle sie mir in der nächsten Sekunde ins Gesicht springen. Meistens scannen ihre Laseraugen aber nun die nähere und weit entfernte Umgebung. Jetzt, wo ich endlich nicht mehr im Fokus stehe, lerne ich sie langsam kennen.

Was sie nicht so mag: Mountainbiker, E-Boarder, auf uns zustürmende Hunde. Was sie interessant findet: herabfallende Blätter, unter meinen Füßen wegspringende Steinchen, Eichhörnchen, fließendes Wasser, Stand-up-Paddler. Und tausend andere Wesen und Dinge, von denen ich nichts weiß, weil ich sie nicht sehen kann.

Ein einziges Mal will ich mit ihren Augen auf die Welt blicken. Wie das wohl wäre?

Am Isarufer mache ich sie an einem Baumstamm fest, gemeinsam schauen wir aufs Wasser. Einmal schwimmt eine Gruppe Enten vorbei, da springt sie ab und bleibt im seichten Wasser stehen, Gier in den Augen. Ich mache ein Foto und schicke es an meine Jungs. Ich schreibe: »Na gut, Falknerei macht vielleicht doch Spaß.«

25. AUGUST

Nikita fliegt im Garten an der Lockschnur inzwischen zehn Meter auf die Faust, darum fahren wir heute ins Revier. Sie soll den Ort kennenlernen, an dem sie bald zum ersten Mal frei fliegen wird. Vorher muss sie allerdings auf 25 Meter sicher beireiten.

Man braucht ein Revier, wenn man mit einem Vogel jagen will – sollte man anderswo Beute machen, wäre das Wilderei. Ich habe bisher von zwei Revierinhabern eine Erlaubnis bekommen, für Schäftlarn und für Egling. Auf einem Acker stelle ich ihren Sprenkel ab, lege die Lockschnur aus und nehme ein Kükenstück auf die Faust. 15 Meter habe ich mir für heute vorgenommen.

Als ich das erste Mal von ihr weggehe, sitzt sie nach drei Metern schon neben mir. Ich stelle sie zurück auf den Sprenkel. Das zweite Mal landet sie auf meinem Kopf. Beim dritten Mal fliegt sie acht Meter auf die Faust – leider bevor ich das Kommando gegeben habe. Es ist zum Verzweifeln. Ich komme einfach nicht weit genug von ihr weg!

Dieses Muster wiederholt sich in den nächsten zwei Wochen. Egal, wie ich es ▸

anstelle: Mehr als zwölf Meter Distanz lässt mein Vogel nicht zu.

6. SEPTEMBER

Ich fasse mir ein Herz und rufe Claas Niehues an. Er lebt in der Nähe von Münster, fliegt seit 20 Jahren Harris Hawks und hat darüber das erste deutsche Fachbuch veröffentlicht: *Harris Hawk – Faszination Wüstenbussard*. Claas hört aufmerksam zu, fragt genau nach. Dann sagt er: »Also für mich klingt das so, als sei dein Vogel längst bereit für den ersten Freiflug.«

»Ja, aber«, stammele ich, »überall steht, sie muss erst auf 25 Meter …«

»Nicht so wichtig«, sagt Claas. »Gib ihr am Vortag nichts zu fressen. Such dir eine Wiese mit einer kleinen Baumgruppe. Setz sie irgendwohin. Und dann geh von ihr weg.«

Ich schlucke. Er lacht.

»Du wirst nervös sein. Ich bin nach zwanzig Jahren auch noch nervös. Wenn man irgendwann nicht mehr nervös ist, wird es Zeit, das Hobby zu wechseln.«

11. SEPTEMBER

Nervosität ist gar kein Ausdruck. Was, wenn sie diese erste Chance nutzt, um mich loszuwerden? Ich sitze neben meinem Freund im Auto, blanke Panik steigt in mir hoch.

»Falknerei ist die Kunst, ein wildes Wesen an sich zu binden, indem man ihm immer wieder die Freiheit schenkt.» Dieses Zitat des Journalisten und Tierfilmers Horst Stern findet sich in jedem Falkner-Lehrbuch. Genau das muss ich heute machen: Nikita zum ersten Mal die Freiheit schenken in der bangen Hoffnung, dass das Band zwischen uns hält.

Sie trägt nun ein Silberglöckchen am Geschüh, die Bell. Sie trägt außerdem erstmals den GPS-Sender am Schwanz, damit ich sie im Notfall über meine Handy-App orten kann. Im Revier findet sich eine Baumgruppe, die eine kleine Lichtung umschließt. Dort nehme ich ihr die Langfessel ab. Ich setze sie auf einen Ast, gehe acht Meter von ihr weg, hebe die Faust und gebe das Kommando. »Hey!«

Drei Flügelschläge, dann ist sie bei mir. In diesem Moment schwindet jegliche Angst.

Sie landet auf Holzstapeln, Schuppendächern, einem herumliegenden Gartenstuhl und einmal auch auf unserem Auto. Dass man auf Bäumen landen kann, weiß sie noch nicht. Dass man auf Schilfhalmen nicht landen kann, lernt sie gerade. Sie bekommt sechs Küken zu fressen. Als wir wieder nach Hause fahren, sitzt sie mit zum Platzen gespanntem Kropf hinten in der Transportbox und ist der zufriedenste Harris Hawk der Welt.

ENDE SEPTEMBER

Das alles hat viel länger gedauert, als ich ursprünglich geplant hatte. Erfahrene Falkner machen mit ihrem Vogel nach drei Wochen schon die ersten Jagdversuche, ich habe bis zum ersten Freiflug gut doppelt so lange gebraucht. Kondition hat Nikita noch wenig, darum beginnt nun ihr Fitnessprogramm.

Alle paar Tage fahre ich ins Revier und gehe mit ihr spazieren. Seitdem sie begriffen hat, wie Äste funktionieren, fliegt sie mir von Baum zu Baum frei hinterher, was immer wieder aufs Neue überwältigend ist. Manchmal verliere ich sie aus den Augen, sie mich umgekehrt nie. Sobald ich hinter Gestrüpp oder einem Holzstoß verschwinde, höre ich das Gebimmel ihrer Bell, das anzeigt, dass sie nachkommt.

Greifvögel in Flugshows sind in unserer Gesellschaft konsensfähig. Hauptsache, es ist kein Blut zu sehen. Ich habe mir für Nikita einen anderen Weg vorgenommen

Danach sitzen wir oft noch ein bisschen auf der Wiese, hören die Rufe der Mäusebussarde und sehen den Turmfalken beim Rütteln zu. Mir wird klar, dass ich nun immer einen Grund habe, hinaus in die Natur zu fahren, und dass mir das guttun wird.

Sie lernt das Federspiel kennen: ein Teleskopstock mit Schnur, daran zwei getrocknete Krähenflügel mit aufgebundener Atzung. Der Flug auf das geschwungene Federspiel ist bereits die Vorstufe zur Jagd. Langsam wird es also ernst.

Ich könnte mit Nikita Hasen beizen, Kaninchen, Rebhühner, Fasane. Um ihr am Anfang möglichst viele Jagdchancen zu bieten, habe ich mich aber für das Wild entschieden, das südlich von München am häufigsten vorkommt und die meisten Bauern gern loswerden wollen. Krähen.

Die Krähenbeize ist eine Jagd aus dem Auto heraus: Einer steuert, der andere sitzt mit dem Vogel daneben. Wenn in nicht allzu großer Entfernung eine Krähe auftaucht, fährt man die Scheibe runter, lässt den Vogel aus dem Fenster fliegen und hofft das Beste.

Rabenkrähen sind nicht nur wehrhaft, sondern auch unheimlich schlau. Sie erkennen schon nach kurzer Zeit das Auto des Falkners und denken gar nicht daran, auf den heransegelnden Harris Hawk zu warten. Man braucht deshalb viele Reviere und sehr viele Fahrkilometer, bis die Chance endlich da ist.

Wenn ich meinen Freunden erzähle, was wir vorhaben, verziehen die meisten das Gesicht. Sie verstehen mich einfach nicht. Die in unserem Garten wohnende Nikita finden sie je nach Naturell interessant oder einfach unglaublich schön. Dass sie mich bei Waldspaziergängen frei begleitet und inzwischen auch meinem Sohn aus 50 Metern auf die Faust fliegt, begeistert sie. Aber das Jagen. Das Töten. »Muss das sein?« – »Die armen Krähen!« – »Macht dir das ernsthaft Spaß?« Ich sage ihnen, dass es ein natürlicher Vorgang ist. Dass sie ja auch kein Problem damit haben, wenn der Löwe das Zebra jagt. Überzeugen kann ich sie nicht.

Es ist seltsam: Greifvögel, die in Flugshows über aufgerissene Publikumsmünder hinweg zum Falkner fliegen und so zahm sind, dass man sie Achtjährigen auf die Faust setzen kann fürs Insta-Foto, sind in unserer Gesellschaft konsensfähig. Hauptsache, es ist kein Blut zu sehen. Ich habe mir für Nikita einen anderen Weg vorgenommen, einen, der ihrer Natur entspricht. Sie ist ein Tier, das als Fleischfresser andere Tiere tötet. Und ob es mir Spaß macht oder nicht: Ich möchte ihr das ermöglichen.

Wir üben mit Nikita das Fahren erst bei geschlossenem, dann bei offenem Fenster und lassen sie schließlich dorthin fliegen, wo mein Sohn hinter einer Hecke sitzt, das Federspiel schwingt oder meine Freundin Beate eine tote Krähe in die Luft wirft. Sie schlägt auf ihrer Beute ein wie ferngesteuert, Klauen voraus. Irgendwann fällt mir nichts mehr ein, was ich noch tun könnte.

OKTOBER

De arte venandi cum avibus (Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen) heißt das erste Standardwerk der Falknerei. Friedrich II. hat es um 1245 geschrieben und mit mehr als 900 Bildern herzzerreißend schön illustrieren lassen. Wenn man das Faksimile heute durchblättert, hat sich innerhalb von fast 800 Jahren nicht viel verändert. Sicher, Falkner besitzen inzwischen GPS-Sender, nutzen Balgzugmaschinen und Drohnen als Trainingsgeräte. Aber was sie betreiben, ist heute genauso wie damals eine Kunst. Von der UNESCO wird sie inzwischen als Immaterielles Kulturerbe der Menschheit anerkannt.

Unsere ersten Jagdversuche sind durchwachsen. Einen aufspringenden Hasen erwischt Nikita beinahe. Lebendige, auffliegende Krähen jedoch erkennt sie zunächst nicht als Beute. Wir üben wieder mit dem Federspiel. Steffi, die nach einem Rückfall erneut im Krankenhaus liegt, textet: »Hab Geduld, junge Harris Hawks müssen das Jagen erst mal lernen. Nicht aufgeben – du hast einen super Vogel!«

1. NOVEMBER

12 Grad, Wolken, 828 Gramm. Dritter Jagdtag, keine großen Hoffnungen mehr.

Ich bin im Auto unterwegs mit Elisabeth und Klaus Leix, den erfahrensten Falknern, die ich kenne. Elisabeth ist Vorsitzende des Deutschen Falkenordens und fliegt einen Habicht namens Sunny auf Krähen. Klaus fliegt und züchtet Wander- und Gerfalken, die er an Falkner in aller Welt verkauft. Sie haben mich für dieses Wochenende ins Allgäu eingeladen, um mir Starthilfe zu geben. Die beiden gehören zu den vielen tollen, gescheiten und ungeheuer hilfsbereiten Menschen, die ich im Rahmen meiner Ausbildung kennengelernt habe – Menschen, die so ganz andere Berufe und Lebensentwürfe haben als ich und deren Bekanntschaft ich deshalb als Bereicherung empfinde.

In den vergangenen beiden Tagen haben wir Nikita auf Krähen starten lassen und dabei zugesehen, wie ihre Flüge immer rasanter und entschlossener geworden sind. Gefangen hat sie allerdings nichts, und auch an diesem Sonntagmorgen haben wir schon drei Jagdflüge ohne Beute gesehen. Ich sage mir, dass sie noch Zeit braucht.

9 Uhr. Der Straßenabschnitt, auf den wir zusteuern, ist zu beiden Seiten von einer steilen Grasböschung gesäumt. Etwa 20 Meter voraus am Fahrbahnrand sitzt eine nach Futter pickende Krähe. »Fenster runter«, sagt Klaus am Steuer. Nervosität schießt mir ins Blut. Nikita erstarrt auf meiner Faust, die Krähe pickt weiter. Noch zehn Meter, noch fünf. »Jetzt«, sagt Elisabeth.

Nikita schießt durch das Fenster und stürzt sich auf die Krähe. Bindet sie. Verliert sie. Setzt nach, fährt ihre langen Beine mit den tödlichen Klauen aus, ist über ihr.

Hat sie.

Auf den Tag genau drei Monate, nachdem ich sie vom Züchter abgeholt habe, haben wir unsere erste Beute gemacht.

Es ist eine seltsame Gemengelage in mir, als ich meinem Vogel dabei zusehe, wie er minutenlang erst starr auf dem leblosen Körper sitzt, Adrenalin in jeder Faser, dann anfängt, die Federn von seiner Beute abzurupfen. Und sie schließlich auffrisst. Erleichterung ist das Erste, was ich spüre. Dann eine unglaubliche Müdigkeit. Ein leises Bedauern (ich mag Krähen). Stolz auf meinen Vogel, der seine erste und wichtigste Jagdlektion gelernt hat: Anstrengung lohnt sich. Und schließlich – Freude.

Elisabeth und Klaus freuen sich mit mir, sie wissen genau, was dieser Moment bedeutet. Wir stehen auf der Wiese, kindisch ausgelassen, und trinken jeder ein Becherchen voll Schnaps. »Falknersheil!« Als ich meine Hände sehe, merke ich, dass sie zittern.

In den kommenden Monaten werden wir also zusammen jagen. Nikita und ich, als Team. Wenn im Februar dann die Krähensaison zu Ende geht, werde ich sie in die Voliere stellen. Sie wird ihr Jugendkleid gegen das Altvogelgefieder tauschen, kupferne Hosen und Flügeldecken bekommen und eine einheitlich mokkabraune Brust (ich hoffe immer noch, dass sie die schwarzen Fünkchen in ihrer wölkchenweißen Bruck hinüberretten kann). Wenn ich sie im Spätsommer wieder aus der Voliere hole, wird sie anders aussehen als heute, aber immer noch meine Jagdgefährtin sein.

Ich bin gespannt auf sie.

TANJA REST rät angehenden Jungfalknerinnen und Jungfalknern davon ab, diesen Text als Vorlage für das Abtragen eines Harris Hawks zu verwenden, da sie rückblickend manches anders machen würde. Wahr ist aber auch: In der Falknerei führen mitunter verschlungene Wege zum Ziel.

RIEHMERS HOFGARTEN
DAS KULTURGUT

ACCENTRO
www.riehmers-hofgarten-berlin.de • Tel.: 030/887 181 7901

Exklusive Eigentumswohnungen im Kulturdenkmal
Klassischer Altbau & luxuriöse Neubau-Penthäuser
2 bis 9 Zimmer • 50 m² bis 292 m² • bezugsfrei ab 579.900 €

BILD IM BILD
Das Schloss Neuschwanstein wird oft fotografiert. Es werden sogar Fotos vom Schloss fotografiert – während das echte Schloss gleich um die Ecke steht.

Foto: Myrzik & Jarisch

DAS IST JA EINMALIG!

In diesem Jahr feiert das »SZ-Magazin« seinen 30. Geburtstag. Aber die Geschenke sollen unsere Leserinnen und Leser bekommen: Wir verlosen 15 einzigartige Erlebnisse und Dinge – und alle Erlöse dieser UNIKATE-AKTION *gehen an einen guten Zweck. Machen Sie mit! Wie Sie gewinnen können,* *erfahren Sie auf Seite 56*

1

Unikat Nr. 1: **Allein auf Neuschwanstein**

Schloss Neuschwanstein ist das berühmteste der Schlösser von König Ludwig II. und eine der meistbesuchten Sehenswürdigkeiten in Bayern: 1,5 Millionen Besucherinnen und Besucher sind es pro Jahr. Das *SZ-Magazin* hat in den vergangenen 30 Jahren oft über dieses unwirklich schöne Bauwerk geschrieben, zuletzt über die vielen chinesischen Touristen vor Ort. Betritt man das Schloss und lässt sich vom Strom der Gäste treiben, wird man fast unweigerlich von einem Wunsch erfasst: »Hier mal ganz allein sein. Das wär's.« Dank der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen ist das für die Gewinnerin oder den Gewinner dieses Unikates ausnahmsweise möglich: Außerhalb der offiziellen Besuchszeiten wird er oder sie ganz allein durch das Schloss geführt. Vielleicht lässt sich dann diese »ideal-monarchisch-poetische Einsamkeit« spüren, von der König Ludwig erzählte. Wem das dann doch zu einsam ist, kann eine Begleitperson mitbringen.

2

Unikat Nr. 2:
Essen von Maria Luisa Scolastra

Die »Villa Roncalli« war mal ein Jagdsitz, vor über dreißig Jahren kaufte und renovierte die Familie Scolastra das alte Gebäude und führt seitdem ein Restaurant plus elf Gästezimmer. Maria Luisa Scolastra kocht (und modernisiert) Rezepte, die überwiegend aus der *Cucina povera* Umbriens stammen. Seit acht Jahren schreibt sie für unsere Kolumne *Das Kochquartett* im *SZ-Magazin*. Zweimal kam sie in dieser Zeit nach Deutschland, einmal nach München, einmal nach Berlin. Sie kochte dort für unseren großen Interviewtisch, an dem wir jeweils Regisseurinnen, Politiker, Schauspielerinnen und Fußballer versammelten, um beim Essen über dieses und jenes zu plaudern. Das können Sie auch haben: Maria Luisa Scolastra kommt zu Ihnen nach Hause, um Sie zu bekochen. Sie müssen bloß drei, vier Freundinnen und Freunde dazu einladen. Termin nach Absprache im nächsten Jahr.

3

Unikat Nr. 3:
Parlamentsführung von Martin Sonneborn

Eine Führung mit ihm durch das Europaparlament ist nicht nur ein Rundgang durch seine Arbeitsstätte, sondern auch eine Vorführung der Institution. Weil er ein Kunstsubjekt ist: Martin Sonneborn war von 2000 bis 2005 der Chefredakteur des Satiremagazins *Titanic*. 2004 gründete er »Die PARTEI«. 2014 wurde der Bundesvorsitzende Sonneborn mit 0,6 Prozent (184 525 Stimmen) ins Europäische Parlament gewählt. 2018 sagte er im *SZ-Magazin* über diese Tätigkeit in Brüssel: »Ich arbeite auch als Politiker mit dem Handwerkszeug, das ich bei *Titanic* gelernt habe. Es sind im Europaparlament andere Umstände, aber die gleichen Methoden.« Termin nach Absprache im Laufe des Jahres 2021.

4

Unikat Nr. 4: **Besuch bei Patek Philippe**

Die Frage, warum Menschen so gern raus aufs Meer schauen – wo es ja gar nicht sooo viel zu sehen gibt außer jeder Menge Horizont und mehr oder weniger blauem Wasser –, hat die *SZ-Magazin*-Redakteurin Susanne Schneider in einem schönen Essay schon 2014 beantwortet. Der Künstler Simon Beck ist zwar gern am Strand, hat aber kaum mal einen Blick für die Wunder der See. Stattdessen arbeitet er. Der Engländer stapft mit unglaublicher Genauigkeit riesige Gemälde in den Sand, für das *SZ-Magazin* etwa so außergewöhnliche Uhrenmodelle wie eine »Nautilus Ref. 5711/A« von Patek Philippe. Die Gewinnerin oder der Gewinner dieses Unikates kann sich mit Begleitung davon überzeugen, wie viel Aufwand und Präzision auch die Fertigung einer echten Patek-Uhr erfordert. Das Unternehmen lädt ein zu einem exklusiven Besuch in die Manufaktur oder in das eigene Museum nach Genf – also ins Zentrum weltweiter Uhrmacherkunst.

5

Unikat Nr. 5: *Sagen Sie jetzt nichts*-Fotoshooting

Sagen Sie jetzt nichts – das ist einer der beliebtesten festen Bestandteile des *SZ-Magazins*. Seit 2006 sagt dort Woche für Woche jeweils eine prominente Person nichts – das heißt, das ist natürlich ganz falsch, jedenfalls wenn man »sagen« nicht nur als »sprechen« versteht, sondern als »sich äußern«: Dann wird auf diesen sieben Fotos nämlich mit Gesichtern und Gesten sehr viel gesagt. Unsere Gewinnerin beziehungsweise unser Gewinner wird bei sich zu Hause (innerhalb Deutschlands) Besuch von einer Fotografin oder einem Fotografen des *SZ-Magazins* bekommen. Die Fragen denkt sich die Redaktion aus – und die stummen und doch vielsagenden Antworten ergeben ein privates *Sagen Sie jetzt nichts*.

Fotos S. 50: Andy Kania (2), Frank Bauer, Tanja Kernweiss & Julian Baumann. Fotos S. 51: Raed Shakman, Frank Bauer

6

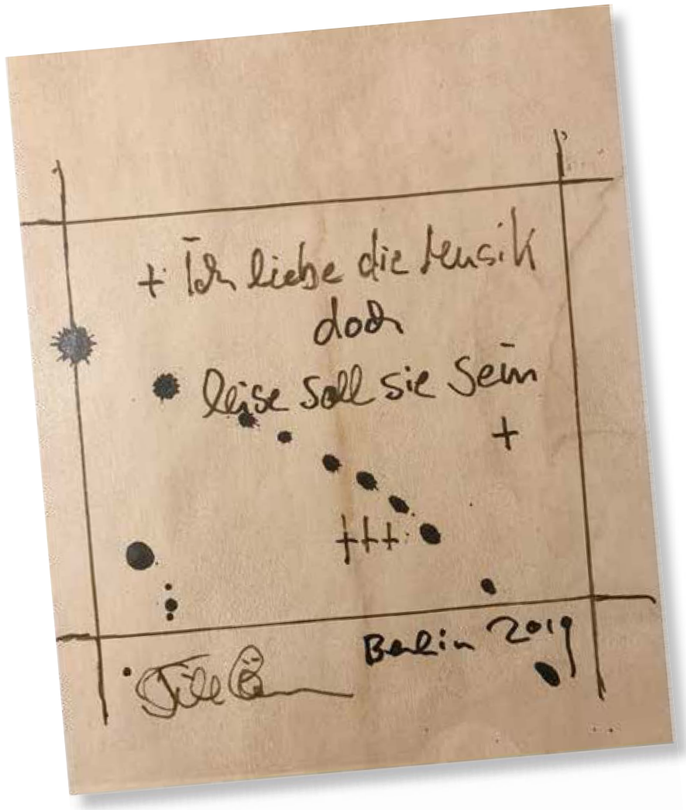
Unikat Nr. 6: **Lesetipps von Christine Westermann**

Zum Ende der Fernsehsendung *Zimmer frei!* gab uns Christine Westermann 2016 zusammen mit Götz Alsmann ein großes Interview und hat beim *SZ-Magazin* mal eine sehr gute, sehr harte Blattkritik gehalten. Sie war lange Zeit auch im *Literarischen Quartett* zu Gast – und sprach dort mit so viel ehrlicher und warmherziger Begeisterung für Bücher, dass man intuitiv eher ihren Leseempfehlungen folgen wollte als denen der Herumfuchtler um sie herum. Christine Westermann trifft sich mit der Gewinnerin oder dem Gewinner und macht, was sie eh gut kann: Fragen stellen, zuhören, Menschen in Schwung oder zum Nachdenken bringen.
Und ein paar Tage nach diesem Kennenlernen wird sie sich dann noch mal melden: mit einer individuellen Buchempfehlungsliste – und das *SZ-Magazin* bezahlt dann gern die Rechnung im Buchladen.

7

Unikat Nr. 7: **Klavierstunde bei Igor Levit**

Igor Levit hängt sehr gern am Handy, manchmal bis kurz vor Beginn seiner Klavierkonzerte, die ihn rasch weltberühmt gemacht haben. Auch sein Publikum hängt gern am Handy – und weiß oft nicht so recht, wie man die Dinger stumm schaltet. Nicht selten bimmelt dann mitten im Konzert ein Gerät. Levit kann beides gleichzeitig: Ganz in seiner Musik aufgehen und darüber lachen, wie respektlos die Klingelei im Publikum auf einen Künstler wirkt. Er sagte einmal sinngemäß: Solange die Leute den Anruf nicht auch noch annehmen, sei alles in Ordnung. Diese heitere Sicht auf die Dinge kann man nicht lernen. Und man kann auch nicht lernen, so Klavier zu spielen wie Igor Levit. Aber man kann es mal versuchen. Mit seiner Hilfe: Igor Levit gibt Ihnen eine Klavierstunde. Ob die Handys anbleiben oder ausgeschaltet werden, klären Sie bitte unter sich.



8

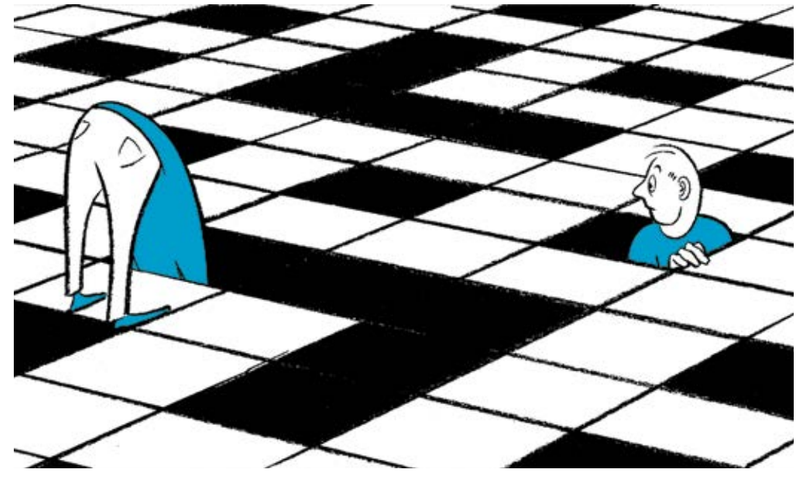
Unikat Nr. 8: **Gedicht von Till Lindemann**

Im Frühsommer 2012 begleiteten der Berliner Fotograf Andreas Mühe und der *SZ*-Autor Alexander Gorkow die Band Rammstein auf ihrer Tournee durch die USA und Kanada. Ekstatische Fans, lebensgefährliches Bühnenfeuerwerk, logistischer Stress, lange und tiefe Gespräche mit allen Band-Mitgliedern – es entstand eine preisgekrönte Reportage, die ein ganzes Heft füllte. Der Rammstein-Sänger Till Lindemann, der mit merkwürdiger Wunde auch auf dem damaligen *SZ-Magazin*-Titelbild zu sehen ist, schreibt nicht nur die Liedtexte für seine Band, sondern seit zwanzig Jahren auch Gedichte. Er hat Anfang des Jahres den Lyrikband *100 Gedichte* im Verlag Kiepenheuer & Witsch veröffentlicht.
Eines davon hat er für uns von Hand geschrieben, mit Tusche gezeichnet und es signiert.

9

Unikat Nr. 9: **Rätseln mit CUS**

Doch, ja, es gibt ihn wirklich, diesen mysteriösen CUS, der jede Woche ein neues Rätsel im *SZ-Magazin* ersinnt – *Das Kreuz mit den Worten.* Er wird Ihnen gegenübersitzen und Sie bei einem guten Glas Wein in die Kunst des Rätselmachens einführen. Vielleicht zählt er Ihnen auch seine liebsten Umschreibungen auf (allein für das Wort »Ehe« hat er rund 100 verschiedene erdacht). Und wenn Sie mögen, schlagen Sie ihm selbst ein paar Rätselfragen vor – wer weiß, vielleicht finden Sie die später im Heft. Nur eins dürfen Sie nicht: hinterher irgendjemandem erzählen, wie CUS aussieht. Das muss unter uns bleiben!

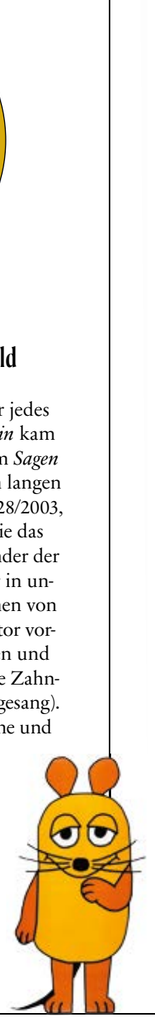


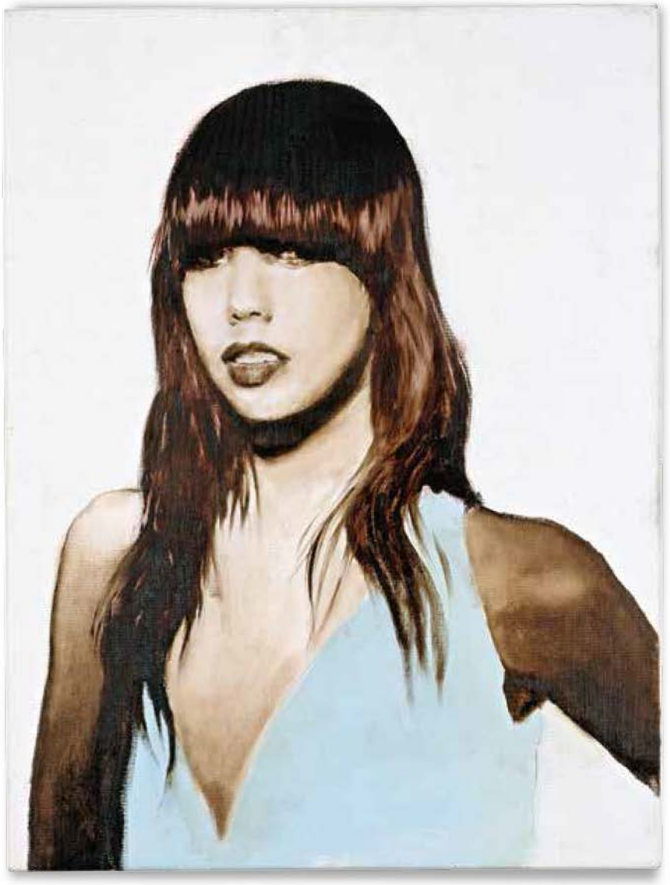
Fotos S. 52: Markus Burke (2), Fritz Beck, Alfred Steffen. Illustration S. 53: Nishant Choksi

10

Unikat Nr. 10:
Schlauer werden mit Armin Maiwald

Die Sendung mit der Maus kennt nicht nur jedes Kind in Deutschland – auch im *SZ-Magazin* kam die Maus immer wieder vor. Sei es in einem *Sagen Sie jetzt nichts* in Heft 9/2015 oder in einem langen Interview mit Armin Maiwald in Ausgabe 28/2003, dem Mann, der hier fast so bekannt ist wie das Nagetier. Dank Maiwald – einem der Erfinder der *Sendung mit der Maus* und Hauptdarsteller in unzähligen Sachgeschichten – wissen Millionen von Menschen, wie man sich einen Atomreaktor vorzustellen hat (illustriert durch Mausefallen und Tischtennisbälle) oder wie die Streifen in die Zahnpasta kommen (erklärt in Form von Sprechgesang). Am Anfang steht immer wieder die einfache und eben doch nicht einfache Frage: Wie funktioniert das? Für diese Verlosung, an der sowohl einzelne Kinder als auch ganze Schulklassen teilnehmen können, hilft nun Armin Maiwald bei der Beantwortung einer Alltagsfrage – ob im persönlichen Treffen, per Telefon oder mit anderen technischen Mitteln, hängt von den Möglichkeiten in Zeiten von Corona ab.

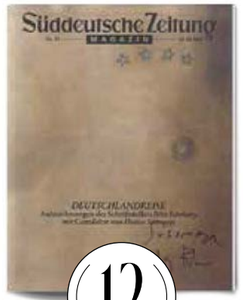




11

Unikat Nr. 11: **Spaziergang mit Uschi Glas**

Kaum jemand steht so für das grandiose Schwabing von einst wie Uschi Glas. In *Zur Sache, Schätzchen* (links) düste sie mit Werner Enke durch Münchens Straßen, provozierte Polizisten und kostete das süße Leben. Bis heute bewahrt der Film das Bild eines Stadtteils, in dem sich Aufbruchsstimmung und Gaudi verbinden. Nun (oder wie der Münchner sagt: Ja mei), inzwischen hat sich Schwabing gewandelt – aber es gibt sie noch, die versteckten Ecken und Seitenstraßen, in denen das Flair von früher zu spüren ist. Uschi Glas macht mit Ihnen einen Spaziergang durch den Englischen Garten, über die Leopoldstraße, zur Occam- und Hohenzollernstraße, vielleicht einen kleinen Umweg zum Siegestor und durchs Univiertel, an der Kunstakademie vorbei. Und ein Espresso sollte irgendwo auch noch drin sein. Termin nach Absprache im Frühjahr/Sommer 2021. Und allen, die dieses Unikat nicht gewinnen, sei zum Trost noch unser Interview mit Uschi Glas auf Seite 66 empfohlen.



12

Unikat Nr. 12:
Porträt von Florian Süssmayr

Florian Süssmayr war Anfang vierzig, als ihm 2005 der Durchbruch als Maler mit einer Ausstellung in München gelang. Daraufhin wurde er international bekannt. Er nimmt seine Motive meistens mit der Fotokamera auf und überträgt sie in Öl auf Leinwand und Hartfaserplatten (siehe Bild links). Die Motive findet er auf Toiletten, Plattencovern, Fußballplätzen, oft sind es Themen seiner Sozialisation in den Jugendbewegungen der Siebziger und Achtziger. Für das *SZ-Magazin* hat er etwa Porträts von Beteiligten im NSU-Prozess gemalt. Nun porträtiert er die Gewinnerin oder den Gewinner in Öl auf Leinwand. Sie müssen ihm dafür nur ein Foto von sich schicken.

Bild Florian Süssmayr/VG Bild Kunst, Bonn 2020. Foto S. 55 Peter Rigaud/Shotview

13

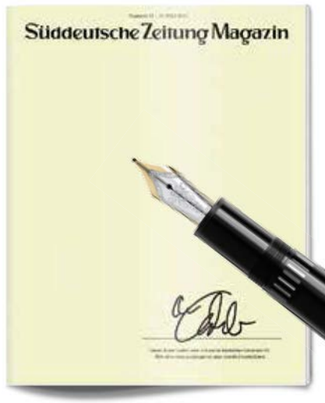
Unikat Nr. 13:
Atelierbesuch bei Erwin Wurm

Erwin Wurm zählt zu den bedeutendsten Künstlern der Gegenwart. Mit seinen Skulpturen zeigt er uns immer wieder, wie absurd die Welt ist, in der wir leben. Er selbst wohnt, nein, residiert im verlassensten Winkel Österreichs, in einer Art spätgotischem Landschlösschen, drum herum Stallungen, Wiesen, Schafe, ein hübscher Teich. In seinem Esszimmer hängen ein Beuys und ein Dürer nebeneinander. 2016 produzierte er für die *Edition 46,* die jährliche Kunstausgabe des *SZ-Magazins,* seine sogenannten Nudelskulpturen: Er legte Nudeln auf Menschen, Gemälde, eine Statue, seinen Cockerspaniel. Warum das Kunst ist und ob er in Wahrheit gar kein Chefblödler, sondern ein Melancholiker ist, kann ihn die Gewinnerin oder der Gewinner dieses Unikates bald selbst fragen: Erwin Wurm lädt sie oder ihn (mit Begleitperson) auf einen Schlossbesuch ein. Man wird Kunst von Wurm und anderen sehen und einen Menschen treffen, der überaus charmant ist – und ein großes Rätsel.

14

Fotos S. 54: imago images/Future Image, picture alliance/United Archive, ddp images;

Unikat Nr. 14: **Personalisierter Füllfederhalter von Montblanc**



Schon lange haderte der *SZ-Magazin*-Autor Christoph Cadenbach mit seiner Unterschrift. Weil er nicht länger mit einem scheinbar beliebigen Sammelsurium von Strichen und Schnörkeln signieren wollte, bat er Profis um Hilfe – und schrieb im März 2018 eine Titelgeschichte über die ästhetischen und rechtlichen Herausforderungen bei dem Versuch, halbwegs erwachsen abzuzeichnen. Wer ebenfalls schöner schreiben will, kann es sich einfacher machen als Cadenbach: Das Hamburger Edelfeder-Unternehmen Montblanc steuert mit einem »Meisterstück Le Grand« nicht nur adäquates Schreibgerät bei, sondern bietet dem Gewinner oder der Gewinnerin zudem einen einmaligen »Bespoke-Nib-Service«, bei dem die Schreibfeder an die Wünsche und Gewohnheiten des Schreibenden angepasst wird. Der Wert dieses Unikates liegt bei 2200 Euro.

15

Unikat Nr. 15:
Fünf Wörter an Axel Hacke

Die Frage, was Axel Hacke als Nächstes in seiner Kolumne schreibt, ist jede Woche eines der großen Mysterien. Nun darf eine Leserin oder ein Leser des *SZ-Magazins* den Inhalt von Hackes Kolumne beeinflussen – durch die Nennung von fünf Begriffen, die er in einem Text unterbringen muss. Zum Beispiel Onkel, Willi, Glückwunsch, Geburtstag, Sahnetorte. Oder auch Aalraupe, bamsen, Erdmilch, gnädiglich, Ungehabe. Welche Begriffe genannt werden, ist ganz egal, solange die Grenzen des guten Geschmacks eingehalten werden. Nach dem Erscheinen der Kolumne mit den fünf Begriffen wird die Gewinnerin oder der Gewinner zu einer Lesung von Axel Hacke eingeladen, bei der Hacke auch genau diesen Text vorliest. Onkel Willi (oder eine andere Begleitperson) ist dort natürlich ebenfalls willkommen.
Anmerkung: Reise- oder Hotelkosten können nicht übernommen werden.

Ihre Chance auf ein Unikat

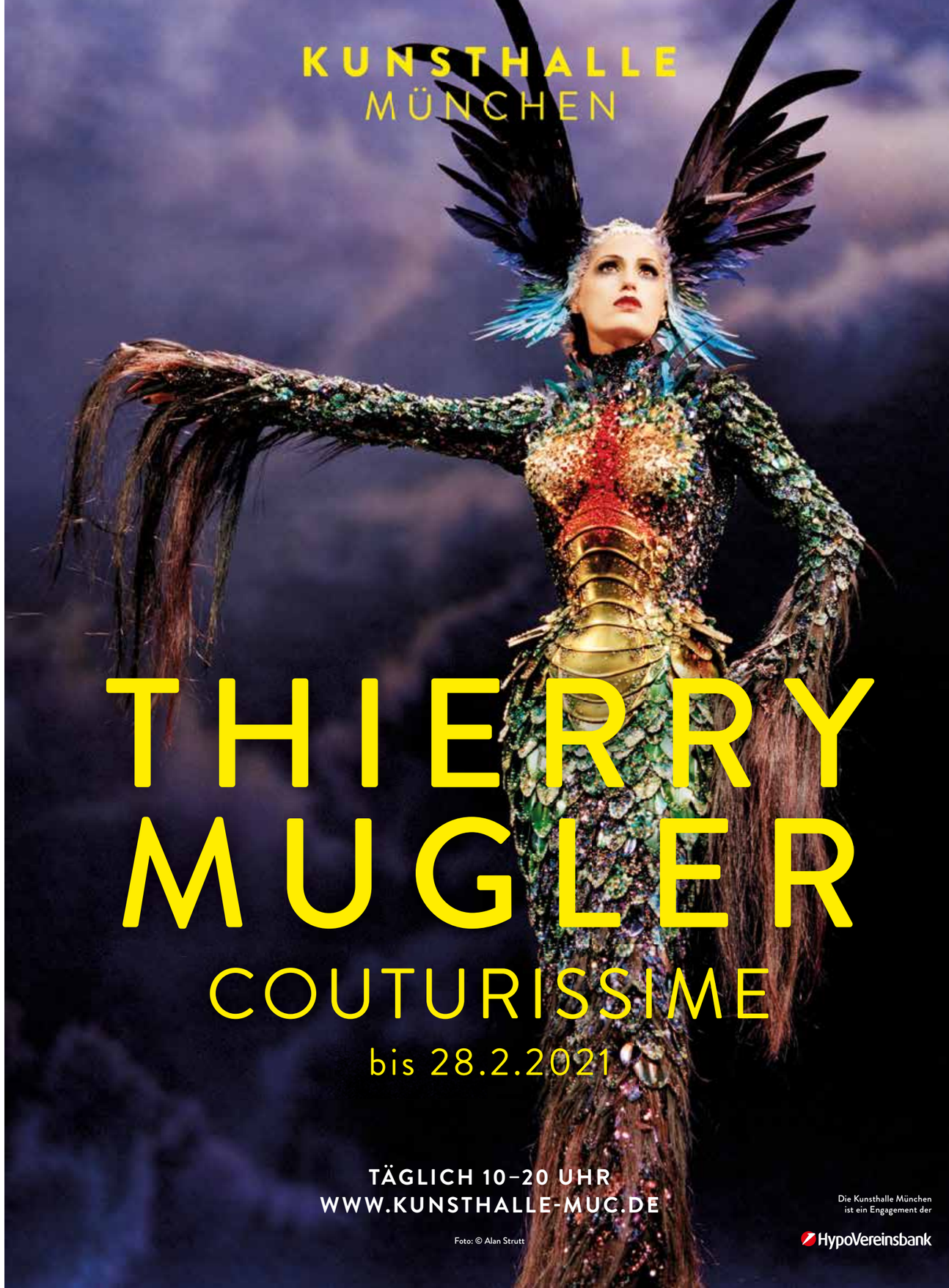
Zum 30. Geburtstag des *SZ-Magazins* haben wir öffentliche Einrichtungen, Prominente und Unternehmen gebeten, Einzelstücke zu fertigen oder einmalige Erlebnisse zu ermöglichen, die es nicht zu kaufen gibt. Um diese Unikate können Sie sich bewerben, indem Sie Gutes tun: Spenden Sie fünf Euro an eine der unten aufgeführten Hilfsorganisationen. Auf den Überweisungsschein schreiben Sie im Verwendungszweck die Nummer Ihres Wunsch-Unikates (etwa »Unikat Nr. 12«). Senden Sie dann die Kopie des gestempelten Überweisungsscheins und Ihre Kontaktdaten per Post an das *SZ-Magazin*, Hultschiner Str. 8, 81677 München. Oder schicken Sie ein PDF Ihrer Online-Überweisungsbestätigung per Mail an: unikate@sz-magazin.de – jeder Überweisungsschein mit fünf Euro gilt als Los. Wenn Sie mehr spenden, erhöhen Sie Ihre Gewinnchancen: Überweisen Sie etwa 20 Euro an eine der genannten Hilfsorganisationen, erwerben Sie damit vier Lose; das Gleiche gilt, wenn Sie je fünf Euro an die Organisationen unten spenden. Bis zum 31. Januar 2021 können Sie für jedes der 15 Unikate spenden. Danach losen wir und benachrichtigen die Gewinnerinnen und Gewinner. Die Preise sind auch online auf sz.de/magazin/unikate zu sehen. Die Gelegenheiten, sie einzulösen, hängt teilweise von der aktuellen Entwicklung der Corona-Pandemie ab.

Wählen Sie eine Spendenorganisation – oder mehrere. Jede Spende muss mindestens fünf Euro betragen.
Vergessen Sie nicht, Ihr Wunsch-Unikat in den Verwendungszweck zu schreiben!

SZ-Adventskalender, HypoVereinsbank München, IBAN: DE04 7002 0270 0000 0822 28, BIC: HYVEDEMMXXX
UNO-Flüchtlingshilfe, Sparkasse KölnBonn, IBAN: DE78 3705 0198 0020 0088 50, BIC: COLSDE33
Ärzte ohne Grenzen, Bank für Sozialwirtschaft, IBAN: DE72 3702 0500 0009 7097 00, BIC: BFSWDE33XXX

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Mitarbeiter der Unternehmensgruppe Süddeutscher Verlag und ihre Angehörigen dürfen nicht teilnehmen. Eine Barauszahlung der Preise ist nicht möglich.

Illustration: Dirk Schmidt



»Vladimir Horowitz hat oft gerufen: *Franz, du bist der wichtigste Mann im Raum!*«

Vor der Tür New York, an den Wänden die Bilder der alten Heimat: Mohr, umgeben von Gemälden deutscher Fachwerkidylle (die Stimmer-Schürze trägt er nur fürs Foto).

»Ich sagte immer, *nein, Maestro, das sind Sie!*«

***ABER ES IST JA WAS DRAN*:**
Ohne den Klavierstimmer FRANZ MOHR wären *die größten Pianisten des 20. Jahrhunderts* aufgeschmissen gewesen. Ein Gespräch über STAR-MAROTTEN, bizarre Bühnenmomente und Haarspray auf den Tasten

Interview
MAX FELLMANN

Fotos
CAIT OPPERMANN

Eigentlich könnte man hier einfach das Inhaltsverzeichnis eines Nachschlagewerks drucken, so was wie »Die großen Pianisten des 20. Jahrhunderts« – bei fast jeder Persönlichkeit wäre sicher, dass Franz Mohr für sie gearbeitet hat: Vladimir Horowitz, Artur Rubinstein, Glenn Gould, Rudolf Serkin, Emil Gilels, Swiatoslaw Richter, Martha Argerich, Claudio Arrau, Maurizio Pollini … Sie alle verdankten ihm ihren Ton. Der gebürtige Rheinländer Franz Mohr war über Jahrzehnte hinweg der wichtigste Klavierstimmer der Welt, er begleitete die Größten auf ihren Tourneen und bereitete unvergessliche Aufnahmen vor. Heute ist er 93 Jahre alt und lebt mit seiner Frau in einem Vorort von New York. Kaum jemand kennt das besondere Verhältnis von Künstler und Klavierstimmer so genau wie er. Und kaum jemand kann noch so von diesen Zeiten und Namen erzählen wie er (im Original übrigens in einer sehr schönen Mischung aus Englisch mit deutschem Akzent und Deutsch mit rheinischem Dialekt).

SZ-MAGAZIN **Herr Mohr, sind Klavierstimmer im Grunde verhinderte Pianisten?**

FRANZ MOHR Im Idealfall nicht. Je weniger ein Klavierstimmer das Gefühl hat, eigentlich sollte er da auf der Bühne sitzen, umso besser.

Ein Geiger braucht keinen Geigenstimmer, eine Cellistin keinen Cellostimmer. Das Klavier ist das einzige Instrument, das von jemand anderem vorbereitet wird. Was ist das grundsätzlich für ein Verhältnis: der Pianist und der Klavierstimmer?

Es ist in der Tat eine besondere Zusammenarbeit. Ich wollte mich nie wichtig nehmen, aber Vladimir Horowitz zum Beispiel hat oft, wenn wir in größerer Gesellschaft waren, quer durch den Saal gerufen: »Franz, du bist der wichtigste Mann im Raum!« Ich sagte immer: »Nein, Maestro, das sind Sie!« Aber er beharrte: »Nein, Franz, wenn der Flügel nicht in Ordnung ist, spiele ich nicht, ich bin abhängig von dir.« Ich selbst bin ja im Grunde nicht mal Klavierspieler.

Sondern?

Ich habe als junger Kerl in Köln Geige studiert, Anfang der Vierzigerjahre.

Noch mitten im Krieg.

Ja, eine fürchterliche Zeit. Nach einem Luftangriff brannte die Musikhochschule. Ich werde nie vergessen, wie die berühmte Orgel der Schule starb. Wissen Sie, bei einem starken Feuer entsteht ungeheuer viel Wind – die Pfeifen heulten, es war schauderhaft, es klang wie ein Todeskampf. Bis zuletzt hörte man einen ganz hohen Pfeifenton, entsetzlich.

Haben Sie trotzdem Ihr Studium abgeschlossen?

Nein, ich bekam Probleme mit meinem linken Handgelenk, ständig Entzündungen. Irgendwann musste ich einsehen: Ich kann kein ausübender Musiker sein. Da war ich 16, vielleicht 17. Eine Welt brach für mich zusammen.

Immerhin waren Sie nicht so verbittert, dass Sie sich von der Musik abgewendet hätten.

»Man durfte bei Glenn Gould kein Wort äußern, das nach Kritik klang«

Ibach, die älteste Klavierfabrik Deutschlands, suchte damals Lehrlinge. Ich dachte, das hat immerhin etwas mit Musik zu tun, also lernte ich das Handwerk des Klavierbaus. Meine Meisterprüfung habe ich schon nach anderthalb Jahren gemacht.

Wie hat es Sie dann in die USA verschlagen?

Schon damals war Steinway & Sons das Nonplusultra. Ich bewarb mich bei denen in Düsseldorf, zunächst in den Werkstätten, dann habe ich Klaviere für Konzerte vorbereitet. Ende der Fünfzigerjahre habe ich in Deutschland für die Großen gestimmt, Rudolf Serkin, Wilhelm Kempff oder Alicia de Larrocha. Dann bekam ich eine Einladung von Steinway USA, ich sollte nach New York kommen und mich vorstellen.

Wozu brauchten die Sie?

Der Chef-Stimmer suchte einen Assistenten, man hatte ihm gesagt, ich könnte das. Also sind wir, meine Frau, die Kinder und ich, 1962 mit dem Schiff rüber. Alles, was wir hatten, haben wir in zwölf Koffern mitgenommen. Ich stand den Steinways persönlich gegenüber, die stellten sich gleich mit Vornamen vor. Ich zeigte meine Ausbildungspapiere, aber die sagten nur, jaja, sehr nett, hier steht ein Flügel, mach uns mal eine Stimmung. Das konnte ich. Und hatte den Job.

Als Assistent haben Sie aber nicht sofort für die ganz großen Pianisten gearbeitet.

Doch, das kam schnell. Es ging los mit Vladimir Horowitz Anfang der Sechzigerjahre. Der hatte zu dem Zeitpunkt seit zwölf Jahren nicht mehr in der Öffentlichkeit gespielt. Dann entschloss er sich, wieder aufzutreten. Die Leute campierten auf der Straße, um an Karten zu kommen. Die Schlange ging von der Carnegie Hall die ganze Straße entlang und um die Ecke. Horowitz war soooo nervös! Und er war nicht zufrieden mit dem Flügel. Der Chef sagte, Franz, ich weiß nicht, was ich machen soll, übernimm du.

Was hat ihm denn nicht gepasst?

Das war gar nichts Wildes. Er war vor allem aufgeregt. Wir hatten drei Proben und haben alles versucht. Mit den Vorhängen experimentiert, die Decke tiefer und höher. Den Flügel an verschiedene Stellen der Bühne gestellt. Horowitz schrie rum: Nein, es war vorher besser! Jetzt! Halt! Doch! Schließlich kamen wir auf die Idee, wir bewegen ihn und den Flügel auf der Bühne, und er soll uns sagen, wo es am besten ist. Das war Schwerarbeit, wir mussten den Flügel samt Hocker und Horowitz rumschieben. Bis er stopp schrie.

Und dann war er zufrieden?

Mit der Position ja, mit dem Flügel trotzdem nicht. Das ging über Stunden.

Was genau war da zu regulieren?

Es geht schon los mit den Tasten. Die waren ihm nicht schnell genug. Horowitz hatte so ungeheuer schnelle Finger – die Hämmer kamen zu langsam zurück.

Sie meinen, wenn er eine Taste zum zweiten Mal anschlug, hatte sich der Hammer noch nicht ganz wieder in die Ausgangsposition zurückbewegt?

Genau. Ich musste die Federn so stark anziehen, dass fast nichts mehr ging. Der Flügel war schließlich so reguliert, dass ihn kein anderer Mensch mehr hätte spielen können. Und von da an war ich Horowitz' Liebling.

Das ist der Hammer: In seinem Wohnzimmer hat Mohr nicht nur einen Flügel, sondern auch ein Stück Tastatur, an dem er seine Arbeit demonstrieren kann.

Fotos: Cait Oppermann/East

Der nächste große Pianist, mit dem Sie eng zusammengearbeitet haben, war der Kanadier Glenn Gould, verehrt als Genie, gefürchtet als schwieriger Zeitgenosse.

Oh ja! Mit dem hatte es sich mein Vorgänger verscherzt durch eine ganz unglaubliche Geschichte. Er war ins Studio gekommen, wo Gould gerade eine Platte aufnahm. Er sagte: »Na, wie geht's?«, und langte Gould leutselig auf die Schulter. Gould verzog das Gesicht und behauptete, seine Schulter sei verrenkt. Er ging sogar vor Gericht und forderte 57 000 Dollar Entschädigung!

Er war ein berüchtigter Hypochonder.

Da war sofort klar, mein Vorgänger konnte auf keinen Fall mehr für ihn stimmen. Ich musste übernehmen. Fritz Steinway, mein Chef, sagte immer: Franz, stimm den Flügel nur, rühr ihn ja nicht an!

Sie sollten nicht darauf spielen.

Da war Gould eigen. Wie mit überhaupt allem. Aber ich hatte Glück, mich ließ er machen. Er wollte seinen Flügel immer so leicht wie möglich eingestellt haben, wie Horowitz. Bei beiden konnte man fast schon auf die Tasten pusten, und es kam ein Ton raus. Es gab eine Zeit, da musste ich einmal im Monat zu Glenn nach Toronto fliegen und seinen Flügel einstellen. Er hat mich jedes Mal selbst mit dem Auto am Flughafen abgeholt.

Klingt freundschaftlich. Mussten Sie dennoch vorsichtig sein mit ihm?

Ja! Man durfte kein Wort äußern, das nach Kritik klang. Glenn ging grundsätzlich nicht in die Konzerte anderer Musiker. Warum, habe ich nie ganz verstanden.

Es heißt, er hatte einen Müllsack dabei, wenn er zu Proben kam. Was hatte er da drin?

Ein Paar Socken. Und Holzblöcke, auf die der Flügel gestellt werden musste, damit er so hoch wie möglich stand. Er wollte ganz niedrig sitzen, die Tastatur auf Augenhöhe. Vor Konzerten hat er seine Hände in heißem Wasser gewaschen, so heiß es nur ging. Ach, er war ein komischer Kauz. Hatte die Schuhe beim Spielen neben sich liegen. Und er hat immer seinen eigenen Klappstuhl mitgebracht, ein unglaublich wackliges Ding, zusammengehalten mit einem Draht. Den Stuhl durfte ich nicht mal tragen. Der war aus dem Leim, der hat gequietscht, der drohte immer auseinanderzufallen. Einmal kam George Szell, der Dirigent des Cleveland Orchestra, auf die Bühne, sah Gould und sagte, mit so einem Landstreicher spiele ich nicht! Wir mussten ihn beruhigen, dass der später dann schon einen Anzug tragen wird.

Sie haben seine Flügel akribisch vorbereitet, dann setzt er sich ans Instrument, spielt – und summt die ganze Zeit hörbar mit. Hat Sie das nicht rasend gemacht? Sie stecken so viel Mühe da rein, und dann singt der Mann alles kaputt?

Natürlich, er hat ganze Aufnahmen damit zerstört, die konnten nicht verwendet werden. Aber das musste man hinnehmen. Er sollte mal die große Elisabeth Schwarzkopf begleiten, die Schubert-Lieder sang. Bei den Proben hat er ihr plötzlich vorgesungen, wie er das haben wollte. Die hat ihren Nerzmantel angezogen und war weg. Die Aufnahmen kamen nie zustande.

Offenbar waren Gould die Nebengeräusche völlig egal. Er hat ja seinen Flügel auch so einstellen lassen, dass ein Nachklappen entstand.

Der Hammer fiel so schnell in die Halterung zurück, dass es ein Klopfen erzeugte. Das Drumherum war ihm ganz gleich.

Wie lange haben Sie mit ihm gearbeitet?

Er ist ja schon mit 50 gestorben, 1982. Viel zu früh. Er hatte immer die Taschen voller Medikamente. Ich weiß noch: Aufnahmen in den berühmten Columbia Studios, 30. Straße. Ich bin einen Tag vorher hin, um mir den Flügel vorzunehmen. Plötzlich rief er an, von den Niagara-Wasserfällen aus, da ist ja die Grenze. Er fuhr immer selber mit dem Auto, er ist nie geflogen. Er sagte also, geh nach Hause, die lassen mich nicht ins Land! Die Grenzpolizei hatte die ganzen Medikamente in seinem Auto gesehen. Danach haben wir nur noch in Toronto aufgenommen.

Gould wollte seinen Flügel ganz leicht eingestellt haben, Horowitz ebenso. Gab es auch Pianisten, die ihren Flügel lieber schwergängig mochten?

Artur Rubinstein. Der wollte Widerstand, der wollte mit Kraft spielen! Ach, Rubinstein …

Von Allegro bis Allüre: fünf berühmte Virtuosen, mit denen Franz Mohr eng zusammenarbeitete

Vladimir Horowitz

Der Russe (1903–1989) war ein Gigant – und ein gigantischer Exzentriker. Seine weltweiten Tourneen und Millionengagen machten ihn zu einem Popstar der Klassik. Er hätte allerdings jeden verflucht, der ihn so nennt.

Glenn Gould

Das Enfant terrible: Keiner hatte so viele Schrullen wie der Kanadier (1932–1982), keiner konnte Bach so spielen wie er. Er nannte sich selbst den »letzten Puritaner« – und meinte das höchstens halb ironisch.

Maurizio Pollini

Der Mailänder (geboren 1942) begeisterte, wie Artur Rubinstein, vor allem mit Chopin-Aufnahmen. Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen erwärmte er sich aber auch für die neutönenden Komponisten des 20. Jahrhunderts.

Martha Argerich

Mal impulsive Auftritte, mal jahrelanger Rückzug – in der Welt der klassischen Musik hatte die Argentinierin (geboren 1941) schon immer eine Ausnahmerolle inne. Bis heute atemberaubend: ihre Einspielung von Rachmaninows 3. Klavierkonzert in d-Moll.

Artur Rubinstein

Geboren als siebtes Kind einer polnischen Arbeiterfamilie, war Rubinstein (1887–1982) ein liebenswerter Mann, der es schaffte, die Härten des Lebens am Klavier in Lebensfreude zu übersetzen.

Fotos: dpa/pa/AP, akg images, INTERFOTO/IMAGO/Barbara Pflaum, mauritius images/MARKA Alamy, mauritius images/Photo 12/Alamy

Wann sind Sie ihm zum ersten Mal begegnet?
Carnegie Hall, frühe Sechzigerjahre. Ich war schrecklich nervös. Ich wusste ja, dass er ungeheuer viele nahestehende Menschen im Holocaust verloren hatte. Dass er es vermied, Deutsch zu sprechen, wenn es ging. Obwohl er es fließend konnte. Und jetzt sollte ich vor ihn treten, ein Klavierstimmer aus Deutschland. Aber er mochte mich. Er hat mich immer »Herr Mohr« genannt, auf Deutsch. Über die Jahre wurden wir Freunde.
Deutsch hat er trotzdem nie mit Ihnen gesprochen?
Einmal sagte er zu mir: Herr Mohr, ich habe gerade in Amsterdam gespielt, und wissen Sie was, die meisten der Zuhörer waren Deutsche, die extra angereist waren. Da habe ich gesagt: Maestro, das ist doch eine neue Generation, geben Sie wieder Konzerte in Deutschland, den Jüngeren zuliebe. Und auf einmal fragte er auf Deutsch: »Kannst du mir helfen?« Er wollte, dass wir zusammen Briefe nach Deutschland schreiben, um Konzerte vorzubereiten.
Die meisten Pianisten, mit denen Sie zu tun hatten, waren schwierige Menschen. Nur Rubinstein …
Er war ein *happy guy!* Fehler nahm er mit Humor. Er sagte immer, die falschen Noten, auf die achte er gar nicht, die kommen ja von allein. Aber auch er hatte seine Eigenheiten. Vor unserem ersten Konzert fragte er, haben Sie die Tasten gereinigt? Ich sagte, selbstverständlich! Darauf er: Oh nein! Er legte Wert darauf, dass die Tasten nicht zu glatt, nicht zu rutschig sind. Er sagte: Ich kann sie sonst nicht kontrollieren. Also mussten sie ein bisschen benutzt sein, fast ein wenig klebrig. Katastrophe! Zum Glück steckte mir der Stage Manager eine Dose Haarspray zu. Ich sprühte die Tastatur ein, da waren die Tasten griffig. Von dem Tag an hatte ich immer eine Dose Haarspray dabei.
Was für ein Verhältnis hatten Horowitz und Rubinstein zueinander? Hatten Sie mal mit beiden gleichzeitig zu tun?
Wo denken Sie hin? Nein! Ich bin bei Steinway instruiert worden, niemals im Beisein von Horowitz über einen anderen Pianisten zu sprechen. Man musste so vorsichtig sein!
Warum?
Es konnte einen den Job kosten. Es gab bei Steinway einen ranghogen Mitarbeiter, der hat einmal in einer Unterhaltung mit Horowitz ein kritisches Wort gewagt. Horowitz schwieg – und als der Mann ging, sagte Horowitz, der kommt mir nie mehr ins Haus. Der Mann hat seinen Job verloren.
So eine Macht hatte Horowitz?
Ja, ungeheuer. Man musste auch ordentlich angezogen sein in seiner Gegenwart. Einmal hat er eine große Einladung gegeben. Da kam der Dirigent James Levine, wie immer mit seinem Handtuch über der Schulter. Er wurde nie wieder eingeladen.
Das klingt alles, als sei Horowitz ein verbiesterter Typ gewesen.
Nein, er hatte einen großartigen Humor! Einmal begrüßte er mich auf einem seiner Empfänge mit einem lauten: Franz, wer hat dich denn eingeladen? Ich sagte, äh, Sie. Darauf er: Wie konnte ich nur, du erinnerst mich an die Arbeit!
Aber er hat auch viel gewütet.
Ja, wie ein Wahnsinniger! Einmal in der Carnegie Hall … Er hatte immer einen Tisch neben sich stehen mit einem Glas Wasser. Er probte – und plötzlich fing er an zu schreien, der Flügel steht schief! Der kippt Richtung Bühnenrand! Holt sofort Franz! Stimmte natürlich überhaupt nicht. Ich bin auf die Bühne gesprungen. Da holt

»Horowitz konnte spontan Stücke erfinden, die klangen wie große Werke der Musikgeschichte«

er mit dem Glas aus und will es mir an den Kopf werfen – im letzten Moment hat er sich gebremst. Danach bin ich immer mit Wasserwaage gereist.
Konnte man irgendetwas dagegen tun?
Wenn er Aufnahmen machte, stellten wir im Studio ein Bett bereit, und bevor es losging, musste er erst mal zur Ruhe kommen.
Sie gehören zu den wenigen, die ihn gelegentlich improvisieren hörten.
Ja, er konnte spontan Stücke erfinden, die klangen wie große Werke der Musikgeschichte. Und er hatte ein fotografisches Gedächtnis. Ab und zu hat er junge Komponisten vorgelassen, die durften ihm zeigen, was sie hatten, gelegentlich interessierte er sich dafür. Die standen dann vor ihm, zeigten die Noten, er las einmal drüber, legte sie weg – und spielte das ganze Stück auswendig runter.
Hat er nie Kritik zugelassen?
Wenn, dann nur von seiner Frau. Du bist heute nicht in Form, Vladimir, hat sie manchmal gesagt, wenn das so weitergeht, komme ich heute Abend nicht!
Stimmt es, dass Horowitz seine Gage vor den Konzerten in bar wollte?
Absolut richtig. Manchmal hat er mir das Geld in die Hand gedrückt, ich sollte es verwahren. Ich durfte es aber nicht zählen. Ach, Horowitz … Ich vermisse ihn.
Haben Sie bis zu seinem Tod mit ihm gearbeitet?
Ja, aber die letzten Jahre waren nicht leicht. 1984 spielte er zwei Konzerte in Tokio. Die zahlten ihm eine Million Dollar, das war damals unglaublich viel Geld. Wir sind hingeflogen, erste Klasse, samt Arzt und Hausmädchen. An einem Abend in Tokio hat der Arzt in der Pause ständig an Horowitz rumgedoktert, ihm irgendwelche Medikamente gegeben. Horowitz spielte sein Konzert zu Ende – aber es war zum Weinen, er hatte seine Finger nicht mehr richtig unter Kontrolle. *(Mohr kommen die Tränen.)* Das Konzert war so schlecht! Die Japaner haben höflich applaudiert. Aber danach kam Wanda hinter die Bühne, weinte an meiner Schulter und sagte, Franz, das war kein Konzert, das war eine Beerdigung – wir werden Horowitz nie mehr hören, wie wir ihn kannten.
Er hat trotzdem bis zu seinem Tod 1989 noch Konzerte gegeben.
Zum Glück hat er seinen Arzt gefeuert. Als er sich erholt hatte, sagte er: »Franz, wir fahren noch mal nach Tokio, ich werde den Japanern zeigen, dass ich Klavier spielen kann.« Und er behielt recht.
Es gab ein berühmtes Konzert 1976 in der Carnegie Hall: Vladimir Horowitz, dazu Isaac Stern und Yehudi Menuhin an der Geige, der Cellist Mstislaw Rostropowitsch, Dietrich Fischer-Dieskau hat gesungen, Leonard Bernstein dirigiert. Sie mittendrin. Wie war das?
Fantastisch. Eine unvergessliche Begebenheit.
Es heißt, Rostropowitsch als Cellist wollte damals leicht erhöht auf einem Podest sitzen.
Ja, Horowitz hat das erst nicht zugelassen. Alle mussten auf gleicher Höhe sitzen. Am Ende hat er es ihm doch erlaubt.
Welche anderen Pianisten hatten ausgefallene Wünsche?
Maurizio Pollini! Es konnte vorkommen, dass er bei der Probe vom Flügel aufsprang und sagte, da ist ein einzelner Ton zu laut, der muss sofort eingestellt werden. Unglücklicherweise hat er mich einmal beim Stimmen ein paar Takte spielen hören. Ich habe sonst grundsätzlich nie vor Pianisten Klavier gespielt. Von da an konnte es passieren, dass er sagte, Franz, spiel deinen Schumann, und dann stellte er sich vor die Bühne, um die Akustik zu prüfen. Das habe ich gehasst! Ich bin Klavierstimmer, kein Künstler.
Manche Pianisten haben verlangt, dass Sie in der Pause eines Konzerts den Flügel nachstimmen.

Das war reiner Spleen. So schnell verstimmt sich ein Flügel nicht. Mit Horowitz gab es aber auch mal das Gegenteil: Ihm riss eine Saite. Haben Sie das schon mal erlebt, dass eine Klaviersaite reißt? Kommt praktisch nie vor. Ihm war es egal, er wollte weiterspielen. Aber die Saite lag quer über den anderen, das ergibt schlimme Nebengeräusche. Also musste ich mitten im Konzert raus. Es war im Bass unten, ein As …

Sie wissen noch, welcher Ton das war?

Ja. Diese tiefen Töne sind Doppelsaiten. Wenn eine reißt, ist der Ton noch da, ich musste also nur die gerissene Saite rausnehmen. Ich kam mit meinem Köfferchen, und Horowitz flüsterte, Franz, mach dir keine Sorgen, ich habe sowieso lauter falsche Noten gespielt, ich spiel' alles noch mal von vorne.

Haben Sie sich auch mal Wünschen widersetzt?

Ein Beispiel. Die Berliner Philharmoniker haben in der Carnegie Hall gespielt, Claudio Abbado war der Dirigent. Ich hatte mir vorher ihren Kammerton schriftlich geben lassen, das war bei denen 443 Hertz. Exakt so habe ich den Flügel gestimmt. Zehn Uhr früh Probe, der Oboist springt wütend auf und sagt, so spielen wir nicht, das ist viel zu hoch! Ich hatte aber ein elektronisches Stimmgerät dabei – und das zeigte 443. Wissen Sie, was Abbado sagte? Überprüfen Sie mal Ihre Elektronik. Aber man kann einen ganzen Flügel nicht in kürzester Zeit auf einen anderen Kammerton stimmen. Okay, dann also das Konzert. Danach kommt Abbado zu mir und sagt, vielen Dank, dass Sie das noch geregelt haben. Dabei hatte ich gar nichts geändert, haha!

Sie haben auch mit Martha Argerich gearbeitet. Wie war das?

Angenehm! Die hat allerdings eine Zigarette nach der anderen geraucht. Und dann legte sie die auf die Klaviatur, die brannten vor sich hin und haben die Tasten verkokelt. Das hat mir in der Seele wehgetan.

Frédéric Chopin hat gesagt: »Das Klavier ist mein zweites Ich.« Was für einen persönlichen Bezug zum Instrument haben Sie?

Für mich ist der Flügel, vor allem der Steinway-Flügel, ein Instrument, das sich auf ganz wunderbare, fast magische Weise mit dem menschlichen Gehirn verbindet.

Welche Möglichkeiten hat der Klavierstimmer? Wenn der Pianist zum Beispiel sagt, der Flügel ist mir nicht brillant genug in den Höhen?

Man kann die Hämmer ganz runterfeilen, dann haben sie weniger Filz. Das habe ich nicht gern gemacht. Ich hatte aber, darf man eigentlich gar nicht sagen, meine eigene Tinktur. Damit konnte man den Filz des Hammers ein wenig verhärten. Wirklich

Mohr erzählt über die Anfänge: Als er damals in New York ankam, dachte er oft, er sei gemeint, wenn in Gesprächen das Wort »more« auftauchte.

nur ein ganz winziger Tropfen, nicht mehr als ein Bleistiftstrich. Ein paar Minuten später war der Ton härter, lauter.

Und was machen Sie, wenn der Klang zu hart ist?

Kein Problem, dann nimmt man eine Nadel und sticht in den Filz, das macht ihn weicher.

Wie oft muss man die Saiten eines Flügels wechseln?

»Sehr oft ist es kein Segen, wenn man gute Ohren hat«

Nur wenn eine reißt. Wenn das im Studio während einer Aufnahme passiert ist, habe ich gesagt, Leute, geht mal einen Kaffee trinken. Ich habe dann eine neue Saite eingezogen und die einen ganzen Ton höher gestimmt. Damit ordentlich Zug drauf ist. Nach einer Weile dann runter auf den gewünschten Ton.

Muss man als Klavierstimmer also immer sehr viele Saiten dabeihaben?

Für den Diskant, also den obersten Bereich, auf jeden Fall. Mir ist es aber auch mal passiert, dass am Nachmittag vor dem Konzert eine Saite gerissen ist. Da habe ich eine gebrauchte von einem anderen Flügel genommen. Die hatte schon die richtige Spannung. So was darf man aber niemals dem Künstler sagen!

Der Stimmer kümmert sich auch um die Pedale, oder?

Ja, und auch da sind die Pianisten sehr unterschiedlich. Das linke Pedal dient ja dazu, den Ton leiser zu machen. Horowitz wollte so viel Effekt wie möglich, er fragte, kann man da nicht noch weitergehen? Ich habe geschraubt und gefeilt wie ein Verrückter. Rubinstein dagegen … Der sagte nur, vergessen Sie das Pedal, wenn ich pianissimo brauche, spiele ich pianissimo mit meinen Fingern.

Hat Sie mal ein Flügel zur Verzweiflung getrieben? Dass Sie dachten, das Instrument ist bis heute Abend nicht hinzukriegen?

Wenn man das denkt, muss man es für sich behalten. Sonst macht man den Pianisten verrückt. Barenboim wollte mal aus künstlerischen Erwägungen, dass ich in der Pause einen anderen Flügel für die zweite Hälfte bereitstelle. Weil das Programm anders weiterging. In solchen Fällen versucht man, die Künstler mit sanften Worten davon abzubringen. Es sieht nie gut aus, wenn mittendrin das Instrument gewechselt wird.

In einem Buch haben Sie mal erwähnt, es gebe einen Unterschied zwischen einem europäischen und einem amerikanischen Ton.

Früher war das der Fall. Die Europäer mochten es weicher, die Amerikaner brillanter. Das hat sich über die Jahre aber angeglichen.

Sie haben ein Leben lang ganz genau hingehört. Hat das Ihr Gehör verändert? Wie geht es Ihnen zum Beispiel, wenn Sie heute das Radio anmachen?

Oh, sehr oft ist es kein Segen, wenn man gute Ohren hat. Bei manchen Aufnahmen hat man richtig Probleme, man merkt, das Instrument ist nicht sauber gestimmt, das kann einen ganz nervös machen.

In Ihrem Wohnzimmer steht ein Flügel. Wie oft spielen Sie heute darauf?

Gar nicht mehr. Auf den Klavierhocker setze ich mich gelegentlich. Den hat Horowitz mir überlassen. Seinen anderen bekam Murray Perahia. Tja, der Hocker, den wollten mir schon viele abkaufen. Die Leute flehen, sagen Sie uns wenigstens, wie hoch er den eingestellt hatte. Ich sage, genau 43 Zentimeter. Dann sind sie glücklich und stellen ihren Hocker auch so ein. Klar, dann können sie plötzlich spielen wie Horowitz, oder?

MAX FELLMANN hat Franz Mohr gegenüber lieber verschwiegen, wie er als Jugendlicher mit dem Klavier seiner Eltern umging: Er hatte gelesen, dass Saloon-Pianisten früher Reißnägel in die Hämmer steckten, damit der Ton lauter wird. Fellmann probierte es auch und stellte fest: Knallt tatsächlich mehr. Ruiniert das Instrument aber auch gründlich.

SZ-MAGAZIN NEWSLETTER

SIE HABEN POST!

Wir kommen in Ihr Mailfach – maßgeschneidert, verlässlich und kostenlos. Abonnieren Sie Ihre Favoriten aus den Newslettern des *SZ-Magazins* – und seien Sie stets bestens informiert und unterhalten

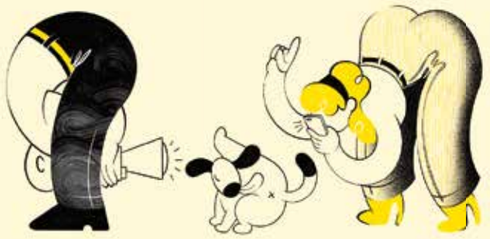
Das Rezept – der Newsletter

Immer donnerstags: Der Newsletter über Genuss, Ernährung und Nachhaltigkeit

Welchen Fisch kann man noch guten Gewissens essen? Welche Süßspeisen wärmen die Seele im Homeoffice-Winter? Und wie bleibt man trotz Lieferessen-Lust im Teil-Lockdown fit? All das erfahren Sie, wenn Sie »Das Rezept« abonnieren. Der Newsletter versorgt sie mit informativen Berichten und Interviews, außerdem mit den Rezepten und Rezept-Sammlungen unserer *SZ-Magazin*-Kochprofis. Auch beliebte Rubriken wie *Getränkemarkt*, *Probier doch mal* und das *Kochquartett* finden Sie darin, kurzum: alles, was schmeckt. Anmeldung auf: sz-magazin.de/newsletter

Gruß aus der Küche
Warum sind Kochmützen so bauschig und hoch? Wieso haben Pfannen ein Loch im Stiel? Die Newsletter-Rubrik *Gruß aus der Küche* klärt clever auf.

Vokabel der Woche
Diese beliebte Newsletter-Rubrik aus »einfach leben« ist jeweils eine Liebeserklärung an ein Wort einer anderen Sprache. Mit »Gigil« etwa wird in der philippinischen Sprache Tagalog der Drang beschrieben, jemanden oder etwas sehr Niedliches vor lauter Zuneigung knuddeln oder kitzeln zu müssen.



einfach leben!-Newsletter

Jeden Montagmorgen: Gute Ideen für die Woche

Das Leben könnte so herrlich sein, käme nicht ständig der zermürbende Alltag dazwischen – dabei gibt es für viele Lebensbereiche nützliche Tipps und Lifehacks. Jeden Montagmorgen versenden *Süddeutsche Zeitung* und *SZ-Magazin* deshalb den Newsletter »einfach leben!«. Mit Artikeln über Gesundheit, Psychologie, Reise und guten Ideen für Familienleben, Beruf und Freizeit. Unsere Autorinnen und Autoren erklären etwa, wie Sie Ihr WLAN für die Corona-Zeit aufbessern können und wie man Kindern die Angst vor Monstern und der Dunkelheit nimmt. Anmelden auf: sz-magazin.de/einfachleben

Alles Liebe

Immer sonntags: Geschichten über das schönste Gefühl der Welt

Seit Sommer 2020 widmet das *SZ-Magazin* auch der Liebe einen wöchentlichen Newsletter. Mit neuen Artikeln über Partnerschaft, Sex und Liebe – für Singles ebenso wie für Paare. Mit spannenden Interviews und Essays, wissenswerten Beiträgen von Expertinnen und Experten sowie emotionalen Kolumnen. In *Jetzt mal ehrlich* etwa erzählen die unterschiedlichsten Paare, junge und alte, heterosexuelle wie gleichgeschlechtliche, von ihrer Liebe. Geht ans Herz! Hier können Sie sich anmelden: sz-magazin.de/allesliebe

Philosophisch
Ist es Ihre Natur, treu zu sein, oder sind Sie aus Prinzipientreue treu? Gute Frage. In der kleinen Newsletter-Rubrik *Eine Frage der Liebe* dürfen Sie für sich eine Antwort geben, wir fragen nur.

Was würden Sie im Rückblick anders machen? Was hätten Sie gern viel früher gewusst? *Und welchen Rat würden Sie heute Ihrem jüngeren Ich geben?* USCHI GLAS *über die Weggabelungen ihres Lebens*

Zeiten ändern sich: Uschi Glas 1967 (oben) und 2020 (links).

SZ-MAGAZIN **Frau Glas, was waren Sie mit siebzehn für ein Mensch?**
USCHI GLAS Ein Sturkopf. Ich wollte mir nichts vorschreiben lassen. Ich bin das vierte von vier Kindern, bei uns war es immer eng, Landau an der Isar, tiefste Provinz. Meine Eltern sagten, Mädchen heiraten mit Anfang zwanzig, dann Kinder, mehr muss nicht sein. Aber mir war früh klar, den Weg gehe ich bestimmt nicht.

Woher kam dann der Traum vom Schauspielern?
Ich war im Schultheater. Und ich habe mir die Reclam-Hefte gekauft und Texte gelernt, einfach so für mich. Die waren wie ein Schatz, meine geheime Tür in eine andere Welt. Wenn ich heute eins in die Hand nehme, spüre ich das immer noch. Dann wurde ein Film in Dingolfing gedreht, ich konnte zusehen – und war fasziniert. In der Crew waren ein paar nette Jungs, die meinten: »Wenn du mal in München bist, meld dich.« Das habe ich gemacht.

Entdeckt hat Sie der berühmte Filmproduzent Horst Wendlandt. Wie kam das?
Ich war auf einer Filmpremiere mit den Jungs, die ich damals in Dingolfing kennengelernt hatte. Anschließend saßen wir beisammen, redeten über den Film, und ich sagte sehr deutlich, was ich daran Quatsch fand. Auf einmal beugt sich so ein Mann rüber und meint: »Watt denn, watt denn, erzähl ma.« Alle anderen haben mich erschrocken angeschaut, wie kannst du nur! Er aber sagte: »Na, würden Sie sich denn zutrauen, selber mal in einem Film zu spielen, wenn Sie schon so schlau daherreden?« Und er gab mir tatsächlich eine Rolle.

Gibt es Seiten an der Filmbranche, vor denen Sie die junge Uschi im Nachhinein warnen würden?
Ich müsste die junge Uschi nicht warnen, die hat sich ganz gut geschlagen. Ich würde sie eher bestärken: Gib nicht nach, wenn dir irgendwer was einflüstern will. Verlass dich auf dein Bauchgefühl.

Was wollte man Ihnen denn einflüstern?
Es wurde damals erwartet, dass man sich als junge Frau vor der Kamera auszieht. Ich habe jede Menge Drehbücher in der Hand gehabt, da kam auf Seite fünf: Sie zieht sich aus. Ich dachte, das ergibt doch überhaupt keinen Sinn! Für *Zur Sache, Schätzchen* habe ich auf eigene Kosten die berühmte Korsage fertigen lassen, ich fand, das sieht aufregender aus, als wenn ich einfach nackt durch die Gegend tanze.

Haben Sie oft Rollen abgelehnt, für die Sie sich hätten ausziehen sollen?
Ja. Die Nacktheit im Film sollte eine Befreiung der Frau darstellen, manche mögen das ja auch so empfunden haben. Aber ich fand immer, die Frau wird dadurch zum Objekt. Das folgte alles einer rein männlichen Logik.

Wie häufig waren Sie in Ihrem Beruf mit sehr unangenehmen Momenten konfrontiert?
Darüber habe ich im Rahmen der #MeToo-Debatte viel nachgedacht. Ein Regisseur hat mal zu mir gesagt, ich will diesen Film mit dir machen, aber vorher muss ich dich brechen. Da war mir klar: Bursche, den Film machst du ohne mich. Vielleicht hätte ich eine andere Karriere gemacht, wenn ich mich ausgezogen hätte. Wenn ich mich hätte brechen lassen. Aber ich wollte nie meine Seele verkaufen.

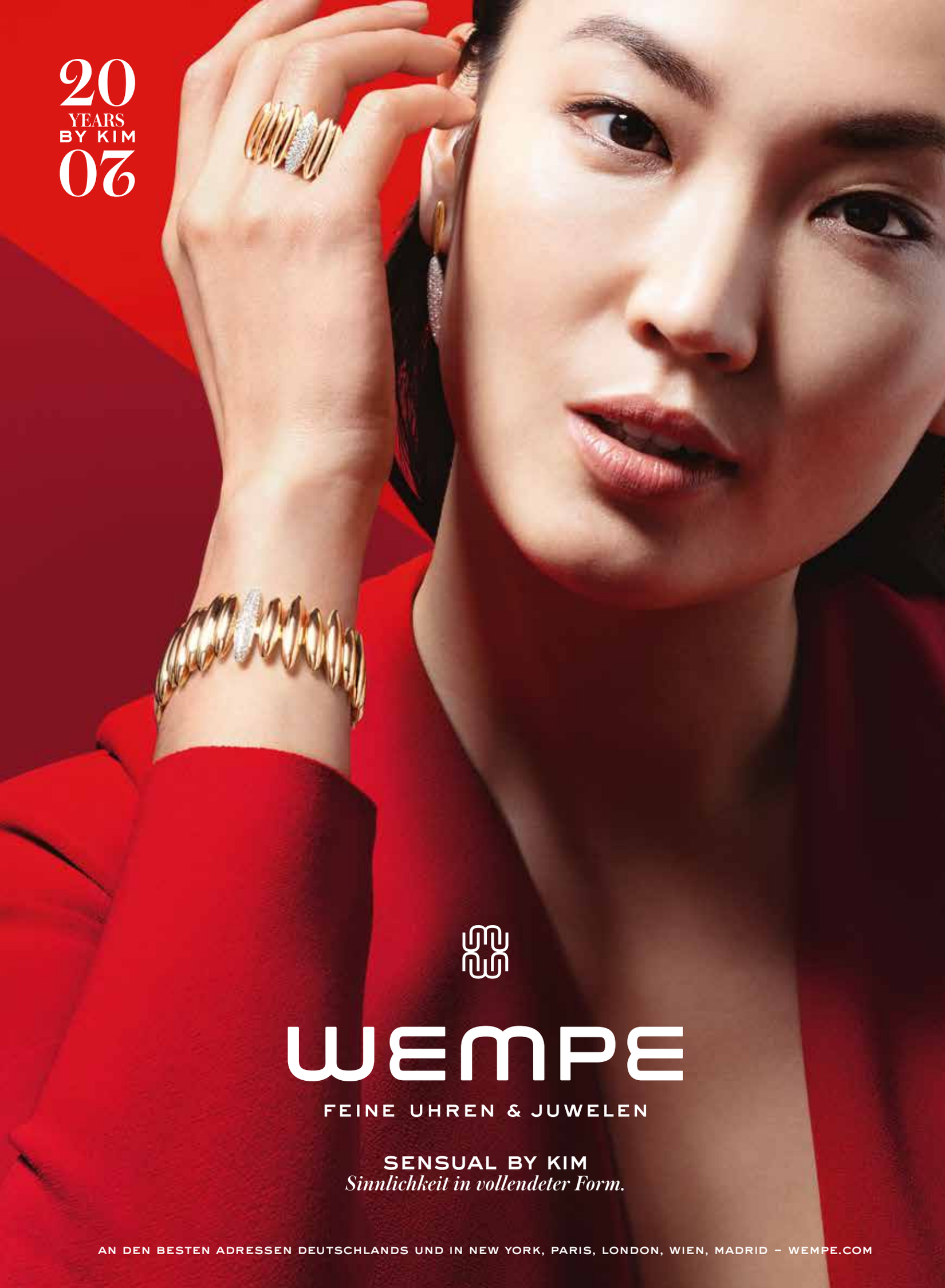
In Ihrem Beruf kamen Sie gut zurecht, privat gab es einige Tiefschläge. 2002 stellte sich heraus, dass Ihr Ehemann Sie jahrelang betrogen hatte, die Boulevardmedien berichteten ohne Ende. Welchen Rat würden Sie sich da aus heutiger Sicht geben?
Das war zwar eine totale Katastrophe für mich, aber ich mag daraus nicht lernen, dass man den Menschen gegenüber grundsätzlich misstrauisch sein muss. Das zerstört die Lebensqualität. Ich bin froh, dass ich nicht so war. Es gab ja auch schöne Zeiten. Ich habe diesen Mann geliebt. Ich habe drei Kinder mit ihm. Diese Erinnerung will ich mir nicht kaputtmachen lassen.

Ihr Sohn Ben Tewaag machte Schlagzeilen durch Alkohol und Körperverletzung, 2009 kam er ins Gefängnis. Fragen Sie sich heute, ob Sie als Mutter etwas hätten anders machen sollen?
Da habe ich viel in mir gebohrt, ja. Ich bin auch in Therapie gegangen. Heute glaube ich, dass ich als Mutter zu großzügig war. Ich wollte Toleranz vorleben – und habe die Leine zu locker gelassen.

Im Jahr 2003, mit 59, haben Sie für ein Magazin Bikini-Fotos gemacht, die Ihnen viel Häme eingebracht haben. Würden Sie der früheren Uschi sagen, lass das?
Ach, nein, die Bilder waren in Ordnung. Ich hatte einfach nicht bedacht, dass die an die Boulevardmedien weitergereicht werden und ich im ganzen Land halb nackt an den Zeitungskästen hänge. Haha, der gute Rat an mich selbst wäre also: Schau dir die Verträge immer ganz genau an!

USCHI GLAS, *76, ist eine der bekanntesten Frauen der deutschen Film- und Fernsehgeschichte. Ihre erste kleine Rolle spielte sie 1965 (eine Internatsschülerin), zuletzt wurde sie gefeiert für ihren selbstironischen Auftritt als Lehrerin in der »Fack ju Göhte«-Reihe.*

Interview: Max Fellmann; Fotos: dpa Picture-Alliance/Neuper, Classen/all4prices


20
YEARS
BY KIM
07
WEMPE
FEINE UHREN & JUWELEN
SENSUAL BY KIM
Sinnlichkeit in vollendeter Form.
AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS UND IN NEW YORK, PARIS, LONDON, WIEN, MADRID – WEMPE.COM